

Martha kommt!

Von Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pletich.



Weh, da kommt sie mit dem Schwamme
Und dem großen Wasserkrug,
Mit der Seife, mit dem Kamme,
Ach, und mit dem Zotteltuch!

Nein, ich kann es nicht begreifen,
Wie ihr das Vergnügen macht

Mich zu rumpeln und zu seifen,
Und warum sie immer lacht.

Wenn doch Einer was erfände,
Daß das Wasser nicht so naß,
Und man trocken wüsch' am Ende;
Eine rechte Lust wär' das!

Häschen und Bübchen.

Von Georg Lang.

Ich kenn' ein fedes Häschen,
Das sah im grünen Feld
Und hob so hoch das Näschen,
Als wär's ein rechter Held.

Da sah es hinter'm Laube
Den Jäger und den Hund;
Da macht' sich's ans dem Staube,
So schnell es laufen kunn! —

Ich kenn' ein fedes Bübchen,
Das dünkt sich tapfer sehr,
Das exerzirt im Stübchen
Mit Säbel und Gewehr.

Dech als ihm auf der Straße
Entgegen sprang ein Hund,
Da lief es wie der Hase,
So schnell es laufen kunn!

Eine Romfahrt.

Erzählung von

Wilhelm Fischer.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.

(Schluß.)

So darben sich die guten Zungen ihr Reisegeld am Munde ab, so erhoben sie von ihrem Meierhose, ihrem Domanium, wie sie scherzhaft sagten, einen willig erlegten Tribut, und freuten sich, wenn die gemeinschaftliche Kasse von Tage zu Tage wuchs. „Ein voller Bauch studirt nicht gern,“ sagt man; sie dagegen, leicht genährt und von Speisen wenig beschwert (die Kessenicher Mahlzeiten immer ausgenommen), machten — wie Daniel und seine Freunde am persischen Hofe, die sich stets milder üppige Speisen ausbaten, um gesund und kräftig zu bleiben — erfreuliche Fortschritte und fanden sogar noch Zeit, neben ihrer Berufswissenschaft etwas Besonderes zu treiben. Nämlich August der Weise hatte gleich im Anfange aus dem ersten Erträgniß ihrer Sparmethode einen „Praktischen Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der italienischen Sprache“ angeschafft und mit Eifer die ersten Sectionen bewältigt. Nach der nächsten Sitzung gab er seinen Freunden Unterricht. „Seht, daran hättet ihr nun wieder nicht gedacht!“ sagte er triumphirend. Sie hielten wacker mit ihm Schritt und wußten zuweilen mehr als er. Wenn's dann beim Verbessern oder Nachhelfen haperte, so lächelte Wilhelm:

„Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren. Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedächtniß!“

Doch Einer trug und unterstützte den Andern, so ging's vorwärts und es war eine Freude, sie die wohlklingenden Wörter aussprechen und tapfer conjugiren zu hören: Avro, avrai, avra, avramo, avrate, avranno! „Sprecht nur recht deutlich beide n,“ ermahnte August: „avranno — avrebbe — eafe col latte! Beide Consonanten!“ Auch Bäderer und andere Reise-Handbücher wurden studirt, Auszüge und Notizen gemacht, Reisepläne besprochen und verbessert, und Uebungen in Dauermärschen angestellt. Es ist erstaunlich, wie viel man bei gutem Willen sparen und leisten kann.

So vergingen etwa drei Monate und Eduard kehrte von seiner Reise zurück. Aber er konnte, von Franz aufgesucht und befragt, wenig Förderliches er-

zählen. Er war fast immer erster Klasse gefahren und in den vornehmsten Gasthöfen abgestiegen. In Basel hatte er ganz vorzüglich soupir, wirklich ausgezeichnet, nur in seiner Freude darüber etwas zu viel Champagner getrunken, was ihm den folgenden Tag ganz verdarb. Die Cigarren in der Schweiz waren erträglich, Vevey longs, — Rattenschwänze, an beiden Enden offen — in Oberitalien theuer und schlecht. Der Rigi mag bei klarem Wetter einen artigen Rundblick gewähren, bei Nebel verlohnt es sich nicht hinauf zu reiten. Aber das Theater in Mailand war prächtig! An den fetten Mehlspeisen, an Risotto und Polenta, verdirbt man sich leicht den Magen, mit Sorbetto erkältet man ihn. Florenz, Rom, Neapel — ganz nett, wirklich der Mühe werth! Wenn einem nur nicht jeder Genuß vergällt würde! Die gemeinen Italiener sind so schmutzig, eine unreinliche Wirthschaft! Kochen alles mit Oel! — Und dann die Bettler, die Kellner, die Kutscher, die Lohnbedienten — man wird gerupft und betrogen, an allen Ecken und Enden. Laerimae Christi, ein guter Tropfen Wein, das muß wahr sein!

„Wie viel hast du denn wohl im Ganzen gebraucht, wenn man fragen darf?“ sprach Franz, nicht sonderlich erbaut.

„Man schämt sich fast es zu sagen, über achthundert Thaler. Aber nicht für meine Person,“ fuhr Eduard rasch fort, als er die Bestürzung seines Kameraden wahrte; „ich hab' manches dafür mitgebracht, sieh her! Antiquitäten, Oelgemälde — sie sind noch nicht alle ausgepackt. Ich wollte eine Erinnerung, einen bleibenden Gewinn von der Reise haben.“

Etwas niedergeschlagen kehrte Franz zu seinen Freunden zurück. Aber August beruhigte ihn. „Wir machen's anders!“ sprach er zuversichtlich. Wir reichen mit einem Frank so weit wie er mit zehn. Wir wandern viel zu Fuß. Wir prassen und schlemmen nicht.“

„Kaufen auch keine nachgemachten Alterthümer und schlechte Copien!“ schaltete Wilhelm ein. „Der arme Eduard! Wie wird man ihn angeführt haben!“

„Ich weiß auch, wie man mit den Kellnern und andern Zubringlichen fertig wird,“ fuhr August

der Weise fort. „Non seccarmi!“ schnauzt man sie an: Laß' mich in Ruh! Es soll und muß gehen, zumal wenn wir, wie reiflich erwogen, auf den Sünden verzichten und in Rom umkehren.“

So sparten und strebten sie zäh weiter, schlossen das Sommer-Semester aber so früh wie möglich und eilten heim, um die Eltern einzuweihen und die letzten Vorkehrungen zur Römerfahrt zu treffen.

Der Notar nahm die Eröffnungen seines Sohnes mit sichtlicher Freude auf. „Das laß' ich mir gefallen, das lob' ich mir!“ sprach er. „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, und Fasten ist eine feine leibliche Zucht, keine üble Vorbereitung zu einer Wallfahrt. Daher euer Niesen-Appetit in Kessenich, hahaha!“

„Hahaha!“ lachte auch die gute Mama mit ihrem ganzen Gesicht.

„Ich hatte dir ein mäßiges Sümmchen zu einer Ferienreise bestimmt,“ fuhr der Notar fort, „ich erhöhe es gern ein wenig, das ist eine willkommene Zugabe. Und hör'! lade August auf heut' Abend ein.“

August erschien, fein und sauber wie immer, trotz seiner Dürftigkeit. Der Notar nahm ihn abseits in eine Fensternische. „Sie waren so freundlich, meinem Franz italienische Stunden zu ertheilen, darf ich Sie wohl um die Rechnung bitten?“

„Davon kann keine Rede sein,“ antwortete der junge Mann erröthend, „das war kein Unterricht, wir haben nur zusammen studirt. — Auch in Kessenich zusammen geschwelgt,“ setzte er hinzu, und beide mußten lächeln.

„Aber es drückt mich wirklich, in Ihrer Schuld zu sein, und dicht vor einer solchen Reise —“

„Ich merke Ihre edle Absicht und bin Ihnen dankbar dafür. Wir wollen offen sprechen. Geben Sie's Ihrem Sohne, dann ist es so gut, als ob ich es hätte. Wenn ich mich ihm je in etwas nützlich machen kann, so darf ich mit um so besserem Gewissen mir in anderer Weise von ihm ausbelfen lassen, was mir sonst —“

„Das dürfen Sie, bester Herr!“ unterbrach ihn der Notar lebhaft und drückte ihm die Hand, „das dürfen Sie mit dem besten Gewissen von der Welt! Ich brauch' Ihnen wohl nicht zu sagen, wie sehr mich Ihr Umgang mit ihm freut, Ihr Einfluß, Ihr Plan, Ihre Energie — Es sei, wie Sie wünschen. Und nun kommen Sie zu Tisch, wir wollen sehen, was meine gute Alte uns gekocht hat. — Franz, hol' noch rasch eine Flasche Grünsiegel herauf!“ —

Wilhelms Vater, ein vielgesuchter Arzt in einem Landsstädtchen, war ein seltsamer, unberechenbarer

Herr, dem er am liebsten nichts von der ganzen Geschichte gesagt hätte. Aber es mußte wohl sein, schon der Erlangung des Passes wegen.

„Papa,“ begann er deshalb (der junge Leser beachte die lakonische Unterhaltungsweise dieser Sonderlinge), „ich geh' in diesen Ferien mit zwei Freunden nach Italien.“

„Soooh! Hast du denn das nöthige Geld dazu?“

„Noch nicht ganz. Wie heißt es gewöhnlich in Aufforderungen zur Mildthätigkeit: auch der geringste Beitrag ist willkommen!“

„Ich heiß' dich nicht hingehen, ich geb' dir nichts.“

„Hab' mir's gedacht. Aber den Paß verschaffst du mir doch?“

„Wie bist du überhaupt zu Geld gekommen?“

„Durch Fasten und Schmaroken.“ Und er schilderte mit einigen Worten ihre Askese und ihre Raubzüge. Der Doctor geruhte zu lächeln, und so war das Eis in bester Art gebrochen.

Nun suchte Wilhelm insgeheim die mitleidigere Mutter anzupapfen. Sie schlug verwundert die Hände zusammen. „Die tollten Kinder! Nach Italien! Hat man je so etwas gehört? Es geht nicht.“

„Es geht wohl, wenn du mir nur etwas unter die Arme greiffst.“

„Ich thät's gern, hab' auch ein paar Thaler da liegen —“

Das war unvorsichtig, wenn sie dieselben überhaupt behalten wollte. Wilhelms Augen blitzten schon freudig.

„— aber sie sind längst zu etwas Anderem bestimmt. Ich muß durchaus hier neue Vorhänge haben.“

„Neue Vorhänge?“ Er sprang hin und besah und befühlte die alten. „Liebe Mama, seit wann bist du denn so verschwenderisch? Die sind ja noch prächtig, ganz —“

„Zerissen und verwaschen sind sie!“

„O, das Lächelchen stopfst du recht zierlich. Gib mir das Geld — es ist wirklich so viel besser angewandt.“

Er schmeichelte noch ein wenig und strich dann triumphirend die dreißig Thaler ein. Denn eine ordentliche Hausfrau und Mutter sieht zwar nagelneue Vorhänge gern, aber ein dankbares, fröhliches Kindesantlitz noch lieber.

Abends brummte der Doctor mit einem gewissen Stolze im Casino: „Mein Buzg' geht nächster Tage nach Italien.“ Die andern Herren horchten auf und gaben, nachdem sie die näheren Umstände erfahren, meist unverhohlen ihren Beifall zu erkennen.

„Alle Achtung! — Das macht ihm nicht jeder nach. — Mancher. hätt' lieber Bier dafür getrunken. — Mein Sohn hat nie etwas gespart, meist noch einige Schulden gemacht. — Da liegt was drin! Eine solche Ausdauer und Selbstverleugnung! Ein forsches Kerlchen!“ Das that dem Doctor wohl und trug auch noch für Wilhelm eine kleine Frucht.

Dem am folgenden Morgen sprach sein Vater zu ihm: „Welches Schuhzeug nimmst du mit?“

„Die Stiefel, die ich an den Füßen habe.“

„Taugen durchaus nicht für's Gebirg, halb verschliffen, hohe Absätze, schief gelaufen —“

Wilhelm zuckte die Achseln. „Meine Verhältnisse erlauben mir keine bessere Ausrüstung. Ich muß die paar baaren Groschen zusammenhalten.“

„Hm, hm. Dann geh in den Laden und such' dir ein Paar bequeme Schuhe aus, dicksohlig, laß platte Nägel hineinschlagen, auf meine Rechnung. — Auch ein Paar Kamaschen, die schützen Strumpf und Bein.“

Wilhelm bedankte sich und ward unter Beirath der Mutter auch mit Kleidung und Wäsche passend versehen. Beim Abschied zeigte sich der Herr Vater äußerst gnädig und gab ihm sogar zu seiner Ueberraschung einen Empfehlungsbrief an den Leibarzt des Papstes mit. „Batt' es nichts, so schad' es nichts!“ sagte er mit einem niederländischen Sprichwort, „er ist ein alter Studienfreund von mir.“

So sehen wir denn endlich an einem bligenden Morgen in aller Frühe unsre drei Freunde, wohl vorbereitet und ausgerüstet, zu Köln das Dampfboot besteigen und fröhlich ausfahren den grünen wallenden Rhein hinauf. Vorkajüte natürlich, der billigste Platz — sie hielten sich ja meistens auf dem Berdeck auf, ganz vorn am Bug, wo die Lüste kühl wehen und die Wellen sich schäumend und rauschend am Kiel brechen, und nichts den Blick in die lockende Ferne hemmt, der man schnell und mühelos entgegen schießt. Von Bonn an ward ihnen die Fahrt ein wahrer Genuß. Berge und Burgen, Inseln und Städte, Felsen und Fluren in entzückender Ab-

wechselung glitten an ihnen vorbei. August declamirte begeistert:

„Kein schöner Wasser wogt einher
Als dieser Strom, von allen,
Die vom Gebirge hin zum Meer
Durch reiche Fluren wallen!
Kein schöner Land auf weiter Welt
Begrüßt der Sonnenschein,
So weit sich dehnt das blaue Zelt,
Als dieses Land am Rhein!“

„Italien?“ warf Wilhelm dazwischen.

„Das kommt noch:

„Zwar ein Zauberland
Liegt, von Alpen bewacht,
Im lockenden Süden,
Wo das purpurne Meer —“

Das ist sehr gut, Peterchen, „das purpurne Meer,“ weißt du? nicht roth, denk' an Homer, an's Griechische —

„Wo das purpurne Meer
Mit weichem Arme
Die sanftgeschwungne
Küste umfängt —“

ich kann's nicht weiter — das ist ärgerlich, es kommt noch etwas Bezeichnendes von dem Glanze und dem Reichthum der —

— „Und wach ein Himmel!

Um diese Farben
Beneid' ich den Süden
Und um die Fülle,
Die überschwängliche Fülle des Lichts!“

Nun, wir werden's bald mit unsern eigenen Augen sehen. Ich bring's nicht mehr zusammen.“

„Dann laßt uns eins singen!“ meinte Franz: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Neben!“ scholl's munter aus den jugendlichen Kehlen, und sie entkorkten eine dicke Flasche und tranken Nothen dazu, eine Wegzehrung der guten Frau Notarin. Sie hatte ihnen überhaupt so viel zu essen und zu trinken mitgegeben, daß sie auf deutschem Boden eigentlich nichts zu kaufen brauchten. So kamen sie die ersten Tage recht billig davon.

Und nun wollt' ich, mir lägen ihre Aufzeichnungen vor, daß ich jedes Erlebnis bei Tage und jedes Nachtquartier genau und der Reihe nach schildern könnte, oder noch lieber, ich hätte selber die schöne Reise mitgemacht, da ging's noch besser.



Leider hab' ich's nicht gewagt, und das reut mich nebst einigen andern Dingen bis auf den heutigen Tag. So kann ich nur Weniges berichten und sollte eigentlich die Ueberschrift ändern: „Wie einmal eine italienische Reise zu Stande kam,“ oder etwas dergleichen. Aber das klingt langweilig, mag's also bleiben, wie's ist. Beschreibungen des herrlichen Landes gibt's übergenug. Will der junge Leser sich genauer unterrichten, so bitte er seinen Vater oder seinen Onkel um einen alten Baedeker. Ich muß mich darauf beschränken, das Besondere in der Wanderart unserer drei Freunde und einzelne Vorfälle mitzutheilen, die mir noch lebhaft in der Erinnerung haften.

„So billig wie möglich!“ blieb aus guten Gründen der Wahlspruch der drei wackern Gesellen. Vorsichtig hatten sie Erkundigungen über die Wirthshäuser eingezogen und wählten unter den anständigen immer das bescheidenste. Sie fragten treuherzig nach dem Preise des Nachtquartiers, und gingen, wenn ihnen derselbe zu hoch schien, ein Haus weiter. Oft begnügten sie sich mit einer Kammer und zwei Betten, das breiteste wurde dann mit zwei Mann belegt; streng der Reihe nach genoß ein jeder nur in einer von dreien solcher Nächte die Annehmlichkeit eines besonderen Lagers. Vom Frühstück blieb gewöhnlich gerade so viel übrig, wie von einer Mahlzeit in Kessenich, nämlich gar nichts; „man muß sich stärken für die lange Wanderung, und den Tag über recht wenig ausgeben,“ so hieß es. Recht zufrieden waren sie mit der reichlichen Schweizer Verpflegung zum ersten Frühstück; da gab's guten Kaffee, viel vortreffliche Milch, verschiedenes Brot in Fülle, Butter, Honig und zuweilen noch Käse obendrein. „Nun können wir's wieder ein paar Stunden aushalten,“ sprach dann wohl Franz, sich befriedigt den Mund wischend. „Trink' die Milch vollends aus, Peterchen,“ mahnte August, „dann wirst du nicht so schnell wieder durstig.“ Am besten mundete es natürlich, wenn sie vorher schon nüchtern ein, zwei Stunden in der thauigen Frühe marschirt waren. Tags über genossen sie nur hin und wieder eine Kleinigkeit, ein paar Eier, ein Fleischbutterbrod und ein Glas Wein dazu, machten auch oft den grünen Rasen zu ihrem Stuhl und Tisch, und verzehrten gemüthlich unter freiem Himmel, was sie vorsorglich bei Bäcker und Metzger eingekauft hatten. „Wie das schmeckt! und ist doch so billig!“ sprach Wilhelm. „Gib mir einen Schluck aus der Feldflasche!“ bat Franz. „Man muß auf Fußreisen den Tag nicht durch ein großartiges Mittagessen auseinanderreißen und so die Zeit ver-

schwenden und den Magen beschweren,“ lehrte August der Weise. Und dann strichen sie die Krümlein von ihren Kleidern, hingen den schweren Ranzen wieder um, ergriffen den Wanderstab und schritten erfrischt weiter, ein frohes Lied anstimmend:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,“

oder das andere desselben echten Dichters, Joseph von Eichendorffs, welches schließt:

„Gedanken gehn und Lieder
Fort bis in's Himmelreich!“

Abends, wenn des Tages Last und Hitze getragen, die willkommene Herberge erreicht war, fand die Hauptmahlzeit statt, und da ließen sie sich nichts abgehen, suchten aber zeitig das Lager auf. War dasselbe verdächtig, so machten sie von ihrem Persischen Insektenpulver Gebrauch. Auch pflegten sie ihre Füße, sie wuschen sie mit Branntwein, sie führten Leinwandlappen und Wachsfalbe mit sich; auch Opiumtropfen und ein paar Pülverchen Chinin.

Das ist in den Hauptzügen ihr äußeres Leben, welches ich aus mehreren Gründen nicht übergehen durfte. Denn erstens hängt von dem leiblichen Wohlbefinden in hohem Grade die Fähigkeit zu geistigem Genuße ab, und ferner soll ja gezeigt und erklärt werden, wie man mit geringen Mitteln weit reisen kann. Doch nun zu der anderen Seite, obgleich ich dann und wann noch einmal einen Zug aus der nüchternen, aber mächtigen Alltäglichkeit anbringen muß.

Von Mannheim fuhren sie auf der Eisenbahn nach Basel. Diese schöne, reiche Stadt mit dem alterthümlichen, aus rothem Sandstein erbauten Münster am Ufer des grünen, noch schmalen Rheines gefiel ihnen sehr. „Aber es ist noch nicht die rechte Schweiz!“ belehrte sie August. Die fanden sie dann in Luzern. Die Zinnen und Thürme, die Alpen ringsum, die schnell dahin schießende Reuß mit der überdachten Brücke, und o! die entzückende Fahrt über den Vierwaldstädter See! Rechts der Pilatus, links der Rigi, das Rüttli, die Telskapelle, Flüelen! Nun begann die Fußreise das Reußthal hinauf. Grün die Wiesen, steil die Berge rechts und links. Die Bäche rauschen, das Echo hallt. Immer höher steigen die drei Gesellen, obgleich der schwere Ranzen drückt und die Sonne brennt. Der Postwagen rollt an ihnen vorbei, reiche Engländer und vornehme Russen darin, aber von allen keiner so froh und glücklich wie sie auf eignen Füßen, durch eigne Kraft! Immer wilder und enger wird die Felschlucht, der Pflanzenwuchs läßt nach, jetzt kommen die Schöllenen, finster und schaurig, jetzt

die Teufelsbrücke, über dem schäumenden Wasserfall steht ein Regenbogen, unentwegt, wie ein Himmels-
gedanke über der wirr brausenden Welt, jetzt durch
ein dunkles Felsenthor und in stiller Anmuth liegt
vor ihnen das Thal von Andermatt. Erster Gruß
Italiens, noch diesseits der Wasserscheide. „Albergo
(Herberge) della corona“ steht an einem niedern
Hause. Höher, immer höher, durch kältere Luft,
durch den schweigenden Ernst der Alpenwüste, bis
zum Hospiz. Schneegipfel ringsum, krächzende Adler
und Geier. Und nun hinunter, mit leichtem Schritt
abwärts, gen Italia!

„O, wie eigen wird dem Wanderer, der, entflohn des Nor-
dens Gast,
Nach dem wunderbaren Süden lenkt die frohe Pilgerchaft,
Wenn er von des Gotthards Gipfel, der in ew'gem Eise
schweigt,
Leise durch die Morgendämmerung gen Italien niedersteigt!“

Mit jedem Schritt wird die Gegend reicher
und schöner, man glaubt aus dem Winter in den
Frühling zu gleiten. Airolo, Faide, wie wohlklingend
die Namen! Wasserfälle wie flatternde weiße Bänder
rechts und links, hohe Kirchthürme an den Bergen,
Kastanienwälder, Weinstöcke, Maulbeerbäume. End-
lich blüht der Lago maggiore auf. Wie wohl die
Fahrt auf dem Dampfsschiffe thut nach so langer
Wandlung! Isola Madre, Isola bella schwimmen
wie ein blühendes Märchen in der klaren Fluth.
„War diese Herrlichkeit nicht unser langes Fasten
werth?“ fragt Einer strahlend den Andern. Nun
auf der Bahn nach dem prächtigen Mailand. Be-
wundernd stehen sie vor dem Dom mit seinen hun-
dert Thälen und Thürmchen und Zierathen und
Bildsäulen. „Brabanter Spitzen aus Marmor!“
meint Wilhelm. Jetzt über Pavia und Alessandria
nach Genua. Wie majestätisch die Stadt am Berge
emporsteigt! wie belebt der Hafen. „Genova la
superba!“ murmelt August; sie denken auch an
Schiller und Fiesco. Die Kunstschätze jedes einzel-
nen Ortes, die sie gewissenhaft und mit Gewinn
betrachteten, so viel Zeit und Mittel erlaubten, kann
und will ich nicht schildern; dafür erzähl' ich noch
ein paar andere, lustige Stückchen. Ihren Paß
hatten sie fein sauber in einen dünnen Umschlag
heften lassen; das schützte ihn und verlieh ihnen
selbst ein gewisses Ansehen. Sie mußten ihn oft
vorzeigen, so wenig die meisten Beamten von der
fremden Sprache verstanden. Einer, etwas schlauer
als die andern, verwechselte doch Preußen mit Neu-
ßen oder Rußland. „O,“ sprach er anerkennend,
„Rußia ist ein großes, mächtiges Reich. Wir haben
ja auch im Bunde mit den Türken, Franzosen und

Engländern Krieg gegen euch geführt und Arbeit
genug gehabt.“ Sie hielten's nicht der Mühe werth
ihn aufzuklären. Ihrer Haar-, Haut- und Augen-
farbe nach konnten sie füglich für Südländer gelten.
Das Bißchen Italienisch, welches sie gelernt hatten,
war wenigstens sprachrichtig und rein. So erlebten
sie in Ober-Italien den Triumph, daß jemand sie
fragte: „Dove siete? Di Roma?“ (Woher seid
ihr? Aus Rom?) Das that ihnen wohl.

Von Genua bis Civita Vecchia wollten sie wie-
der mit dem Dampfer fahren, natürlich dritter
Klasse. Aber da erhob sich eine unerwartete Schwie-
rigkeit. „Billete letzter Klasse werden nur an Dienst-
boten gegeben, welche mit ihrer Herrschaft reisen.“
„Warum? Wir wollen und müssen sie haben, wir
können nicht mehr zahlen.“ Der Beamte blickte die
wohl gekleideten und gebildeten Jünglinge theilneh-
mend an und füllte, einen Ausweg findend, das
Formular so aus:

„Die Herren N. N. haben bezahlt:

1. Für ihre Person — — nichts;
2. „ ihr Gepäck — — „ ;
3. „ ihre Pferde — — „ ;
4. „ „ Equipagen — — „ ;
- u. s. w.
5. „ „ 3 Bedienten so und so viel.“

Es kommt wohl selten vor, daß Jemand,
schwarz auf weiß, als sein eigener Diener reist.

Nun schwamm das stolze Schiff aus dem
Mastenwalde des Hafens in das schöne Mittelmeer
hinaus, amphitheatralisch hob sich im Hintergrunde
die prächtige Stadt, um mehr und mehr zu ver-
schwinden; wie Musik schollen in der melodischen
Sprache die Commandos: „Andante! Con forza!“
Die Wogen wallten und leuchteten im vollen Son-
nenglanz, tiefblau schaute der wolkenlose Himmel
hernieder — und für die zahlungsfähigen Gäste
ward ein großer Tisch gedeckt und eine köstliche
Mahlzeit aufgetragen. Dem sahen die armen drei
Bedienten aus bescheidener Entfernung mit stillem
Neide zu, welcher indeß bald durch ein noch viel
besseres Gefühl, durch Schadenfreude, oder ein viel
besseres, nämlich durch Mitleid, verdrängt wurde.
Denn als sich nun auf offener See ein frischerer
Wind erhob und die Wogen höher gingen, da schlich
bald Einer nach dem Andern bleich und unwohl
von der reichbesetzten Tafel weg, um — „die Fische
zu füttern“, wie der zarte Ausdruck für ein sehr un-
angenehmes Vorkommniß lautet. „Gut, daß wir
unser Geld gespart haben!“ lachte Franz. „Kommt
in die Mitte des Schiffs, da spürt man die Schwan-
gungen am wenigsten,“ rieth August der Weise, denn

ganz behaglich war auch ihnen nicht zu Muthe. Dort brachten sie, warm eingehüllt, auch den größten Theil der heitern Nacht zu. Sie landeten, sie legten die letzte Strecke mit der Bahn zurück und waren in Rom.

Dort sollte, als am Höhe- und Wendepunkte der Reise, ein längerer Aufenthalt gemacht werden. Sie mietheten ein Zimmer mit zwei breiten Betten, zählten und rechneten, veranschlagten die Kosten der Rückfahrt und setzten von der zur Verfügung bleibenden Summe jedem täglich ein Bestimmtes aus. Das erhielt er Morgens aus der gemeinsamen Kasse, die wie eine Art juristischer Person betrachtet wurde, pünktlich ausbezahlt, und konnte damit wirtschaften wie er wollte; wer Mittags schweigte, sollte Abends

sie sogar dem heiligen Vater vorgestellt haben — wenn nur jeder eine schwarze Hose gehabt hätte.

Drei volle Wochen, nur zu schnell entflohen, brachten sie in staunendem Genießen zu; dann mußten sie Abschied nehmen von den Riesen- und Meisterwerken alter und neuer Zeit, von St. Peter und Colosseum, von Domen und Palästen, von Bildsäulen und Gemälden und von den stolzen und schönen Bewohnern der Siebenhügelstadt. Gleich Handwerksburschen zogen sie in sieben starken Tagemärschen quer durch den Apennin nach Ancona.

Das war schwer und nicht ganz ohne Gefahr. Oft brannte die Sonne glühend nieder auf den staubigen Weg; manch Kreuzlein zur Seite mahnte, daß hier ein Wanderer durch Mörderhand gefallen



hungrig zu Bett gehen. So schlimm kam's, um das Aeußerliche gleich hier abzuthun, nun wohl nie. Wilhelm sparte gewöhnlich; „Ende gut, Alles gut!“ dachte er, „ich mach' mir einen vergnügten Abend.“ Aber dann schlichen die leichtsinnigern Freunde herbei und baten und schmeichelten, Peterchen hinten und Peterchen vorn, und das Ende vom Lied war bei seiner erprobten Gutmüthigkeit, daß alle drei den Sparpfennig des Kleinen verschmauseten.

So stürzten sie sich, nach Belieben einzeln oder gemeinsam, planmäßig oder der Laune und dem Zufall folgend, begierig auf die tausend Wunder der ewigen Stadt. Ich kann und mag nicht beschreiben, was sie alles gesehen und genossen, aber es war viel. Dr. A. zeigte sich sehr freundlich, er würde

sei. Aber „cantabit vaeus coram latrone viator,“ tröstete August, „uns nimmt kein Räuber viel ab.“ Das Geld war allerdings trotz aller Sparsamkeit bedenklich zusammengeschmolzen. Elende Quartiere und mangelhafte Verpflegung dämpften allmählich die frohe Stimmung. Mit jedem Morgen ward das frühe Aufstehen schwieriger. Erst im Wandern verging der erschöpften Glieder Steifigkeit. Man kann in allem zu viel thun, hier war's freilich durch die Umstände geboten. Sie mußten erstens sorgen, immer vor der Nacht eine Herberge zu erreichen, und dann, vor der Abfahrt des Dampfers in Ancona zu sein. Sonst hätten sie besser die Ueberanstrengung vermieden, sie wirkte in mancher Beziehung nachtheilig. Einst begann mitten auf dem Marsche

Wilhelms Nase heftig zu bluten; doch selbst leidend, machten die beiden Andern nicht eher Halt, als bis sie unter den Schatten einiger Bäume gelangten. Das bemerkte mit hohem Mißfallen eine wackere Bäuerin und ließ mit großer Zungensfertigkeit eine Fluth von Vorwürfen gegen die Hartherzigen los. „Ist das eine Art? Seid ihr Christenmenschen? Laßt ihr so euern armen Kameraden im Stich? Ihr Unbarmherzigen, ihr Dickhäuter, ihr Barbaren!“ Dabei wischte sie selbst mitleidig dem Kleinen das Blut ab, und alle, selbst Peterchen, mußten lachen. —

„Lange, lang' hab' ich's getragen,
Trag's nicht länger mehr!“

rief August plötzlich mitten im Gebirg, warf seinen Ranzen nieder und sich daneben und suchte bedächtig die schlechteste Hose aus. „Ich werf' sie weg und erleichtre meine Last!“ sprach er entschlossen. Die Andern folgten seinem Beispiele und jeder hing ein zerrissenes Kleidungsstück als Opfer für die Götter des Wegs an einem Baum auf. Auf Fußwanderungen nur leicht Gepäck! Wenn man recht müde ist, so feilscht man sogar um ein Loth.

Alles in Allem genommen, war diese Woche nicht die schönste Zeit ihrer Reise. Und doch ist es reizend und stärkend, einmal zu erproben und zu zeigen, was man mit Ausbietung aller Kräfte leisten kann.

Und endlich bligte das Meer vor ihnen auf; „Thalatta! Thalatta!“ jubelten sie, wie einst Xenophon und seine Zehntausend: Loretto war erreicht. In der Herberge trafen sie den Oberdiener einer deutschen Fürstin, die sich gerade an diesem Orte aufhielt. Der Biedere begrüßte die Landsleute höchst freundlich, und auch ihnen that der Klang der Muttersprache wohl, so eigenthümlich er dieselbe auch sprach. Er sah den bestaubten Wanderern ihre Stellung und Herkunft nicht an, sondern hielt sie für arme Schlucker, was sie im Grunde zur Zeit auch waren. Zutraulich gab er ihnen den guten Rath, seine Herrin anzubetteln. „Sie ischt nicht wüsch, sie ischt aine knebige Frau, wann sie pai Laune ischt, und hat hot sie ihren kuten Tag.“ Natürlich lehnten sie dankend den wohlgemeinten Vorschlag ab. Doch der freundliche Riese in seiner glänzenden Livrée ließ nicht ab und entwickelte einen andern Plan. Es bestiehe im Kloster eine uralte Stiftung, von Deutschen gemacht, für deutsche Komfahrer und Pilger, so belehrte er sie; darauf hätten auch sie den gerechtesten Anspruch und könnten mit gutem Gewissen einen Zehrpennig daraus annehmen. Der Beutel war schwächig, der Weg noch weit; sie überlegten, sahen sich an, sie errötheten, sie

schwankten, er redete unablässig zu: „Rain Almosen, eine kerechte Forderung, main' Seel!“ Sie sträubten sich noch ein wenig und gaben am Ende nach. „Wer kennt uns hier? Unsere Vorsahren haben das Ding gestiftet. Sehn wir wie Handwerksburschen aus, so dürfen wir das Handwerk einmal grüßen und uns durchsechten. Erquickung thut uns noth, und Stärkung.“

So schritten sie, mit ihren schönen Pässen, zum Kloster hin und durch den engen, kühlen Gang zum Zimmer, Franz voran. Vor der Thür ward's ihm wieder leid, sein Patrizierstolz regte sich: „Ich mag's nicht! Ich thu's nicht!“ flüsterte er und wollte umkehren. Aber da faßte ihn August der Weise: „Keine falsche Scham!“ Auch Peterchen war entschlossen. „Wer A sagt, muß auch B sagen!“ Schon klopfen sie an und wurden eingelassen.

Fünf Minuten darauf traten sie viel vergnügter wieder heraus: unter Umständen sind drei Scudi nicht zu verachten, und so viel hatten sie eingefädelt. Segen über den frommen Stifter!

Antona war nicht mehr weit. Sie schifften sich auf den Flohddampfer nach Triest ein und fuhren von dort nach Venedig. Wieder eine neue Märchenwelt! Die Canäle, die Brücken, die Gondeln, die Paläste, der Marcusplatz, die schöne Riva der Sclavonen — alles das zog wie ein Traum an ihnen vorüber. Gern hätten sie länger hier verweilt. Aber die Zeit drängte, die bedenkliche Schwindsucht des Geldbeutels mahnte zur Heimkehr. Ueber Padua, Vicenza, Verona fuhren sie nach Wälschtyrol. Trient, Bozen und Brixen wurden besichtigt und dann wanderten sie über den Brenner nach Innsbruck. Es waren wieder anstrengende Tage, doch auch durch Lust und Scherz gewürzt. Wilhelm, der Naturforscher, sammelte im Gebirg seltene Steine und Mineralien und schleppte sie treulich mit seiner übrigen Last weiter; fand er später schönere, so warf er die alten weg, um den neuen Platz zu machen, und hat doch schließlich nichts mit heimgebracht. Denn dicht vor München riß die schwerbeladene Tasche, der Inhalt kollerte heraus, und das arme, übermüdete Peterchen fand nicht Kraft und Frische genug ihn wieder aufzulesen. Natürlich ward er von den Andern noch dazu ausgelacht.

Es war Zeit, daß sie München erreichten, Ruhe und Stärkung that allen dreien noth. Doch fürchteten sie, länger als ihnen lieb gewesen wäre, in der bayerischen Hauptstadt vor Anker liegen zu müssen, denn in der einst so wohlgefüllten gemeinsamen Kasse kimperten nur noch ein paar Kreuzer. Sie wollten im Oberpollinger einkehren und heim-

schreiben, man möge sie bald auslösen, denn mit jedem Tage schwoll die Rechnung höher an.

Ein freundlicher Zufall ersparte ihnen langes Warten. Am Tage nach ihrer Ankunft nämlich schlenderten sie zum Bahnhofe, um Fahrplan und Preise zu studiren, und erkannten nach einigem Besinnen in einem jungen Manne, der dort langsam auf- und niederwandelte, ihren alten Schulfreund Ludwig. Derselbe war schon seit Jahren mit seinen Eltern von Köln nach München übergesiedelt und verwunderte sich nicht wenig über dieses unvermuthete Zusammentreffen. „Das ist ein glücklicher Tag für mich,“ sagte er; „mit dem nächsten Zuge kommt auch unser gemeinsamer Freund Hermann,

Tags darauf dampften unsere drei Reisenden der Heimath zu. Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß sie herzlich empfangen und nach den Strapazen und Entbehrungen der langen Fahrt auf's beste gepflegt wurden. Die Wittve weinte, als sie ihren August wieder in die Arme schloß; die dicke Notarin strahlte vor Freude und bestellte alsbald Franzens Lieblingsgericht; der Vater behandelte ihn mit einer gewissen Achtung, fast wie einen Gleichaltrigen, der wunderliche Doctor sprach nicht viel, rückte aber gleich mit seinem Beitrage zur Befriedigung Hermanns heraus; und Wilhelms Mama lud ihn zu Ehren ältere und junge Freundinnen zu einem feinen Kaffee ein und schämte sich der alten Vorhänge nicht.



um einige Semester hier Chemie zu studiren.“ — „Hermann?“ rief August freudig und seine Augen leuchteten: „ein Retter in der Noth! der bringt gewiß einen tüchtigen Wechsel mit — den pumpen wir an!“ Da naht schon brausend der Zug, die Reisenden steigen aus, Ludwig eilt auf seinen Freund zu und umarmt ihn nach der jahrelangen Trennung zärtlich. „Aber wer ist denn da noch?“ ruft Hermann erstaunt und blickt auf die drei sonnenverbrannten, magern, schwarzen Gesellen im Hintergrunde. „Briganten aus Italien!“ entgegnete August näher tretend mit mächtiger Stimme: „Geld oder Blut!“ Hermann lachte und streckte ihnen bereitwillig dreißig Thaler vor. Der Gute! er ist längst todt und hin, und die Erde um einen lebenswürdigen Menschen ärmer.

Natürlich feierten alle das unverhoffte Wiedersehen durch einen guten Trunk echtbayerischen Biers.

Die Romfahrer konnten stundenlang erzählen, sie hatten viel gesehen und erfahren, sie hatten in der schönsten Zeit des Lebens mit frischem Sinn tausend mächtige Eindrücke in sich aufgenommen, die wirksam und unauslöschlich sein werden bis an den Tod. Und nicht der geringste Gewinn war das erhebende Bewußtsein: „Wir haben durch eigene Kraft ein hohes Ziel erreicht und mit geringen Mitteln viel geleistet!“ Denn in vollen acht Wochen hatten sie zusammen nur dreihundert Thaler gebraucht.

„Das ist sehr wenig!“ sagte Eduard, und doch meinte er irrtümlich, ein Jeder habe so viel ausgegeben. „Nein, wir drei zusammen!“ berichtigte Franz ihn nachdrücklich. „Das begreif ich nicht!“ rief der Verwöhnte, „das macht euch der Hundertste nicht nach.“

— Der arme Eduard! Ich muß wohl noch

ein paar Worte über sein späteres Schicksal sagen, und könnte ein Büchlein damit füllen, wenn's nicht zu traurig für junge Leser wäre! Er speiste und trank, er musizirte und malte, er besuchte Theater und Concert, er ritt und fuhr aus allein oder in Gesellschaft, er beschenkte und ließ sich beschenken, er gab Bowlen und Feste, er kaufte Tassen und Gläser und allerhand unnützen Tand — kurzum, er studirte Oekonomie, bis sein Vermögen von vierzigtausend auf ungefähr achttausend Thaler zusammengeschmolzen war, die Bucherer wissen, wie. Da hatten seine Verwandten ein Einsehen und bewogen ihn, die theure Academie mit einem Landstädtchen zu vertauschen, wo er, bei einer wackern Wirthin eingemiethet, immerhin noch als kleiner Rentner leben konnte — etwas Anderes wurde doch nicht aus ihm. Dort hab' ich ihn denn auch noch einmal wieder getroffen. Er ließ nicht nach, ich mußte ihm in seine Wohnung folgen, wohl um mich zu überzeugen, daß er seine prächtigen Möbel noch besaß. „Das kennst du gewiß noch!“ sagte er und schlug einen Accord auf dem schönen Pianino an. „Das Selbstbild hast du auch schon gesehen. Komm, setze dich auf das alte Sopha — du rauchst ja, nicht wahr? — Aber ein Glas Wein mußt du nehmen“ — er schenkte — „ich kann ihn empfehlen. Es ist etwas still hier, besonders im Winter, sonst wohn' ich recht nett.“ Ich stimmte bei und redete freundlich mit ihm, so wehmüthig mir auch um's Herz war. Was hätte nicht werden können aus diesem seelenguten und nicht unbegabten Jünglinge mit seinem Vermögen, bei rechter Zucht!

Das frostige Abendroth verblich. Die frühe Winternacht brach herein, traurig und kalt, ich mußte ziehen. Wir reichten uns die Hand und haben uns nicht wieder gesehen. Denn einige Jahre später ist er still verschieden, ausgegangen wie ein ver-glimmendes Licht. —

Wenden wir lieber den Blick noch einmal auf ein schöneres Bild, auf unser Kleeblatt zurück! Das sind andere Kerle, frisch, thatkräftig, gestählt und hoffnungsvoll! Ich darf zwar nicht verschweigen, daß Wilhelm, als die spornende Aufregung des Reisens vorüber war, seine übergroße Anstrengung durch ein heftiges Fieber büßte. Aber Gott, der ihn glücklich hin und her geführt, erhielt ihn auch in der Heimath; die treue Pflege der Mutter, die Kunst des Vaters und vor allem seine gute Natur, seine unverdorbene Jugendkraft stellten ihn bald wieder her. Er lebt noch, hat einen schwarzen Bart wie ein Türke und das eiserne Kreuz, und ist ein sehr gelehrter und angesehenener Mann, wie auch der liebe Franz. Die glänzendste Laufbahn hat aber, wie's so geht, der von Haus aus arme August gemacht, viele Länder und Völker gesehen, viele Sprachen erlernt, einen vollklingenden Titel und eine bedeutende Stellung dicht unter den Höchsten der Erde errungen. Wolst' ich ihn vollständig nennen, lieber Leser, ich glaub', dein Vater würde den stolzen Namen kennen. Doch das geht nicht wohl an. Sollten aber, was ja leicht möglich ist, diese Zeilen einem der drei zu Gesicht kommen, so sei er von dem Erzähler freundlich in alter Liebe und Treue begrüßt.

Der einsame Baum an der Heerstraße.

Von Julius Lohmeyer.

Schau hier den Stamm, den alten,
Im eignen Schattenrund,
Zerspelt und blitzgespalten,
Zerklüftet bis zum Grund.

Doch tief im Kerne blieb er
Gesund und lebensstark,
Und mächt'ge Sprossen trieb er
Hervor aus tiefstem Mark.

Bier Niesenarme langen
Nähn in des Himmels Blau,
Und tragen laubumhangen
Des Astwerks prächt'gen Bau.

Ein steingefasteter Broomen
Am Fuß des mächt'gen Baums
Durchhaucht mit kühlen Wonnen
Die Luft des Dämmerraums.

Wenn rings im Haidelände
Die kahle Flur verdorrt,
Ragt er im Sonnenbrande
Als letzter Schattenhort.

Fern winkt dem Wanderer manne
Sein gastliches Revier,
In seinem kühlen Banne
Aufathmen Mensch und Thier.

In seiner Laubnacht Dämmern
Die Schaar der Schnitter ruht,
Sucht Schutz mit seinen Lämmern
Der Hirt in Mittagsgluth.

Es schallt durch seine Krone
Bis müd' die Sonne scheid,
Zum Preis ihm und zum Lohne
Der Vöglein schmetternd' Lied.

Weißschirmend ragt und labend
Sein Stamm an Segen reich. —
Heil jedem Lebensabend,
O Baum, der keinem gleich!

Von den Thaten und Schicksalen des Deutschen Ordens in Preußen.

Von

Fedor von Köppen.

Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.

(Fortsetzung.)

IV.

Heinrich, Graf von Plauen.



Der Tag von Tannenberg bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des Deutschen Ordens. Nach der Zeit des Aufblühens und der machtvollen Erhebung kam jetzt infolge der Niederlage eine Reihe von Unglückschlägen über ihn. Die Feinde, welche vordem das Schwert des Ordens gefürchtet hatten, breiteten sich raubend, plündernd, mordend im Lande aus. Die Burgen ergaben sich ohne Widerstand, und die Städte öffneten dem Polenkönige treulos ihre Thore. König Jagiello, der so zaghaft in der Schlacht gewesen, forderte jetzt in gebieterischem Tone alle Untertanen des Ordens auf, ihm zu huldigen und den Eid der Treue zu schwören; die aber solches weigerten, drohte er mit Ernst zu bestrafen, „also daß es Kindeskind noch beweinen solle“. Sein Heereszug ging von dem Schlachtfelde bei Tannenberg über Osterode und Christburg gerade auf Marienburg. Hier, an dem hundertjährigen Hochmeisterstige, wollte der König das Ende der Ordensherrschaft verkündigen.

In dieser Zeit des Schreckens und Verzagens richtete die ganze Kraft des Ordens sich an einem Manne auf, welcher durch Entschlossenheit, Thatkraft und unerschütterliche Festigkeit die Pläne der Ordensfeinde zu Schanden machte. Heinrich, Graf von Plauen, Comthur des Ordenshauses Schwetz, der während der Schlacht bei Tannenberg auf Befehl des Hochmeisters mit einem Heerhaufen von dreitausend Kriegern zum Schutze des Landes Pommerellen (westlich der Weichsel) zurückgeblieben war, vernahm mit tiefem Schmerze die Kunde von dem unglückseligen Tage, dem Tode des Meisters und des Landesammer. Er hörte, wie der Feind bereits dem Haupthause, der Marienburg, sich näherte, und wußte, daß kein Hochmeister dort war, um sie mit starkem Arme zu schützen. Da erwachte in seiner Seele der feste Entschluß, sie, die Königin der Landesburgen, nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Ihm

däunte, daß die heilige Jungfrau selbst, der die Burg geweiht war und deren Bildniß von ihrem Gotteshause niederblickte, ihn zur Rettung herbeirief.

Schon am dritten Tage nach empfangener Nachricht zog Heinrich von Plauen mit seiner kleinen Heerschaar in Marienburg ein. Sein Beispiel wirkte auch auf Andere. So mancher wackere Ritter, der aus der Schlacht ein Fähnlein der Seinigen gerettet oder auf ferner Burg zur Wache gelegen hatte, eilte in den folgenden Tagen gleichfalls zur Vertheidigung des Haupthauses herbei. So wuchs die Zahl des wehrhaften Volkes in der Marienburg bis auf fünftausend. Die Ordensritter aber erwählten einstimmig Heinrich von Plauen zum Statthalter, damit er bis zur Wahl des neuen Hochmeisters dessen Amt verwalte.

Die Noth des Augenblickes erforderte Maßregeln, deren Ausführung dem Herzen des Statthalters schwer wurde. Die Stadt, welche am Fuße des Berges friedlich angebaut lag, vermochte Heinrich mit seinen geringen Streitkräften nicht zu vertheidigen, dem Feinde würde sie Schutz und Deckung gewährt und die Eroberung der Burg erleichtert haben. Darum gebot er, daß Alles, was in der Stadt, in Höfen und Speichern an Vieh, Borräthen, Speisen und Getränken geborgen war, auf die Burg gebracht würde und daß alle Einwohner die Stadt verlassen sollten. Mit schwerem Herzen trennten sich die Menschen von ihren Hütten und Häusern und suchten mit ihrer beweglichen Habe Zuflucht auf der Burg. Von den Zinnen der Marienburg aus sahen sie, wie die Flammen ihre Häuser verzehrten und ihre Vaterstadt in Asche sank. Nur die Johanniskirche und das Rathhaus widerstanden der Feuersglut und ragten nach dem Brande als einsame Trümmer über dem Schutthaufen.

Zehn Tage nach der Schlacht langte der Feind vor der Marienburg an. Der Polenkönig hatte gehofft, daß das Haupthaus ihm eben so schnell seine Thore öffnen würde, wie die übrigen Burgen des Landes; aber der donnernde Gruf, mit dem seine Heerhaufen von der oberen Burg empfangen wurden,

belehrt ihn eines Anderen. Da ließ er rund um die Feste Lagerwälle und Hütten bauen und das Geschütz aufpflanzen. Tag und Nacht dröhnten die Burgmauern von den geschleuderten schweren Wurfsteinen; nur das Herz des Helden, der ihre Verteidigung leitete, blieb unerschüttert. Heinrich hatte mit dem Löwen im Wappen auch des Löwen Muth von seinen Vorfahren geerbt, und sein edles Vorbild beseele mit gleichem Geiste die Ritter der Marienburg. Wenn er jedoch von den Zinnen der Burg das Land rundumher überblickte, wenn er sah, wie die Horden der Litthauer und Tataren jetzt die Felder überschwemmten, auf denen sonst um diese Jahreszeit friedliche Landleute den goldenen Aerntesegen

beugte und in demüthigen Worten um Frieden bat.

„Ich kam nicht mit leeren Händen,“ sprach der letztere, als er des Königs harten Sinn erkannte; „ich biete die Lande Kulm und Pommerellen als Geschenke für den Frieden.“ —

— „Wie kann ich zum Geschenke nehmen,“ versetzte der übermüthige König, „was ich durch Kriegerrecht bereits mein eigen nenne! Gebt mir die Marienburg, dazu ganz Preußenland bis an die Ostsee; alsdann mögt Ihr wiederkommen und sehen, ob Ihr Gnade findet!“

Da regte sich in Heinrich der stolze Muth seines edlen Geschlechts. „Herr König! Ist das Euer letztes Wort?“ fragte er, und als jener unbewegt



in Garben banden, und wie am Himmelsaume die Dörfer und Weiler rauchten, — dann war es ihm, als stiegen die Seufzer des schwer gedrückten Volkes zu ihm empor und als hörte er das Flehen der Frauen und Kinder, deren Gatten und Väter erschlagen waren oder in der Gefangenschaft der wilden Völker schmachteten: „Gieb Frieden, Herr! gieb Frieden!“

Da bekämpfte der stolze Mann den Löwentrieb in seiner Brust; er ging in das Lager der Feinde und verlangte vor den König geführt zu werden. Sagiello empfing ihn in seinem prächtigen Kriegszelte, umgeben von dem Fürsten Witold und den Großen seiner Krone; vor ihm auf dem Tische leuchtete das blankte Reichsschwert. Ein stolzes Lächeln flog über seine Züge, als der Statthalter eintrat, sich vor ihm

blieb, rief er hochaufgerichtet: „Wohlan, so gehe ich in die Burg zurück; Gott und die heilige Jungfrau wird uns retten! Der Plauen aber wird nimmer aus der Marienburg weichen!“ —

Die Worte hörte ein gottloser Heide, der im Zelte des Königs war, und sprach mit Ingrimme für sich: „Die Jungfrau soll sie nicht retten!“ Darauf ging er an seine Donnerbüchse, lud sie und richtete die Mündung gerade auf das hehre Marienbild am Gotteshaufe. Der Schuß krachte los, aber das Rohr zersprang und der frevelhafte Schütze erblindete vor Aller Augen.

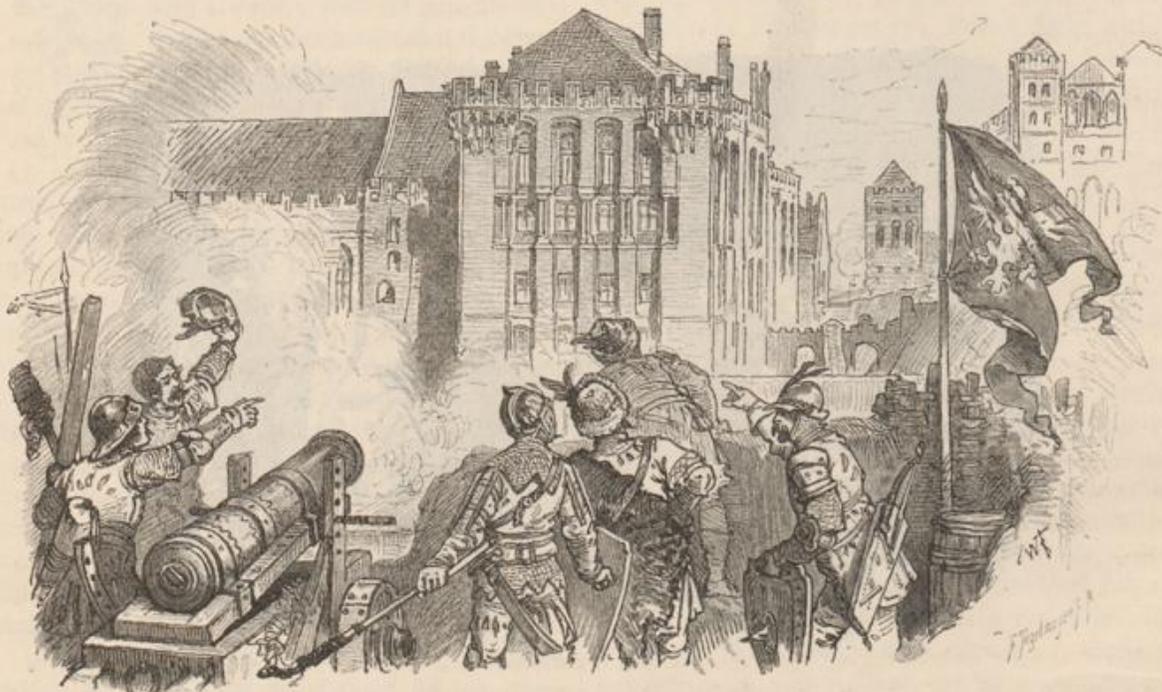
Bald sollte der Polenkönig bitter bereuen, daß er die Friedensanträge schnöde zurückgewiesen. Krankheiten und Seuchen griffen in dem Belagerungsheere um sich und rafften Menschen und Vieh da-

hin, und in der ausgekehrten Gegend fehlten die Lebensmittel zum Unterhalte des großen Heeres, so daß Witold mit den Litthauern das Lager aufhob. Die Polen aber erlitten durch die fortwährenden Ausfälle der Belagerer schwere Verluste.

Da der König im gerechten Kampfe nichts wider die festen Mauern und ihre tapferen Vertheidiger vermochte, so griff er zu den Mitteln der List und des Verraths. Ein bestochener Diener des Statthalters versprach, daß er von der Burg ein Zeichen geben wolle, wenn der Statthalter wieder — wie er zu Zeiten pflegte — mit den Ordensrittern zur Berathung in dem nach der Rogatseite heraus ge-

die Wand über dem Kamin ein.^{*)} Die Ritter nahmen dies als ein gutes Zeichen, daß Gott und die heilige Jungfrau ihnen Schutz verliehen.

Gute Botschaft kam in den nächsten Tagen bei den Belagerten an. Der Ordensmarschall von Livland war mit Heeresmacht gegen die Polen im Anzuge und bereits bei Königsberg eingetroffen, und aus Deutschland naheten Soldtruppen zum Entsatz der Marienburg. Endlich hatte auch der König von Ungarn den Krieg an Jagiello erklärt und war von Süden her in Polenland eingefallen. Unter Trompeten- und Posaunenklang wurden die frohen Nachrichten in der Burg verkündet. Im polnischen Lager



legenen großen Remter der mittleren Burg versammelt sein würde. Das hohe Deckengewölbe dieses Saales ruhte auf einem einzigen Granitpfeiler. Mit dem Einsturze des letzteren mußte daher das ganze Gewölbe zusammenbrechen und Alle, die im Saale waren, unter seinen Trümmern begraben. Eine gewaltige Donnerbüchse ward im polnischen Lager auf dem linken Ufer der Rogat verdeckt aufgestellt und genau in der Weise gerichtet, wie der verrätherische Diener durch Aushängen einer rothen Mütze den Stand des Pfeilers bezeichnet hatte. Als Heinrich von Plauen mit den Seinigen im Remter versammelt war, erfolgte der Schuß. Eine schwere Stein- kugel ging über die Häupter der Ritter hinweg, wenige Zoll vor dem Pfeiler vorbei und schlug in

wußte anfangs Keiner, was die rauschende Musik zu bedeuten habe. Etwas später erhielt jedoch auch König Jagiello Briefe, die wohl nicht sehr erfreulichen Inhalts sein mochten; denn nach Empfang derselben sandte er einen Herold auf die Burg und ließ dem Orden auf Grund der früheren Anträge des Statthalters Frieden bieten. Nun aber antwortete Heinrich voll stolzer Zuversicht: „Sage deinem

^{*)} Dort ist sie noch heutigen Tages zu erblicken, und eine über der Kugel eingemauerte Tafel erklärt ihre Bedeutung in folgenden Verslein:

„Als man zehet MCCCC Jar
Dieß sag ich euch allen fürwar
Der stein wart geschossen in die want
Die sal er bleiben zu einem ewigen pfant.“

Könige, Herold, daß ich nur damals jene Bedingungen für ihn hatte. Will dein König jetzt Frieden, so möge er heimziehen von den Mauern der Marienburg und das Gebiet des Ordens räumen!"

Da mußte sich der übermüthige Polenkönig zum Rückzug entschließen. Nach zweimonatiger vergeblicher Belagerung verließ er mit seinem gelichteten Heere die schwer heimgesuchte Gegend. Die wilden Wogen der slavischen Flut hatten sich für dieses Mal gebrochen an den festen Mauern der Marienburg und dem Heldengeiste ihrer Vertheidiger. In dem befreiten Haupthause vereinigten sich die Gebietiger des Ordens zu einem Wahlkapitel und erkoren einstimmig den Ketter der Marienburg, Heinrich Grafen von Plauen, als den Würdigsten zum Hochmeister des Ordens (9. Nov. 1410).

Nun wurden die Reste des feindlichen Heeres schnell aus dem Lande vertrieben und von den Burgen fiel eine nach der anderen wieder in des Ordens Gewalt. Auf einer Insel der Weichsel bei Thorn wurde der Frieden geschlossen, in welchem Jagiello alle Eroberungen an den Orden herausgab (1. Febr. 1411).

Nur eine harte Bedingung trübte die Freude über den wiedererrungenen Frieden. Der Orden hatte sich willig erklären müssen, hunderttausend Schock Groschen als Lösegeld für die Gefangenen an Polen zu entrichten; aber der Ordenschatz war leer und der Meister bedurfte selbst des Geldes zum Wiederaufbau der zerstörten Burgen und Städte, zum Anbau der verwüsteten Fluren und zur Bezahlung der fremden Söldner im Ordensheere. Zwar ordnete der Meister durch das ganze Land eine Schatzung an, nach der Jedermann — sei es Geistlicher oder Laie, Bürger oder Bauer, Ritter oder Knecht — einen Schoß zu erlegen hatte; auf seinen Befehl mußte auch alles goldene und silberne Tafelgeräth aus den Ordenshäusern und selbst die heiligen Gefäße aus den Kirchen abgeliefert und eingeschmolzen werden; — aber dieses alles genügte noch nicht, um die Habgier des Polenkönigs zu befriedigen, welcher hartnäckig die Herausgabe der Gefangenen verweigerte und mit neuem Kriege drohte.

Noch andere Sorgen beschwerten das Gemüth des Meisters. Er hatte während des Krieges die tiefen inneren Schäden des Ordensstaates kennen gelernt und erkannte es als seine Aufgabe, für ihre Heilung zu sorgen. Darum suchte er während der nun folgenden kurzen Friedenszeit mit aller Strenge die alte Zucht in den Ordenshäusern wiederherzustellen und den Rittern die halb in Vergessenheit gerathene Ordensregel von Neuem zur Befolgung einzuschärfen. Aber die edlen Absichten des Hoch-

meisters wurden nicht verstanden. Schon die hohen Steuern hatten Mißmuth erregt; die Härte, mit welcher er um der höheren Zwecke des Ordens willen manche Maßregel durchführte, steigerte die Erbitterung.

Zu den Unzufriedenen gehörten vor allen die Ritter der Eidechsenoffenschaft. Nicolaus von Kenys, der Häuptling derselben, welcher bei Tannenbergs die Reihen des Ordensheeres schmählich verlassen hatte, nebst einigen anderen Eidechsenrittern und ein pflichtvergessener Comthur, Namens Georg von Wirzburg, stifteten zusammen eine Verschwörung an, deren Ziel es war, sich der Landesburgen und des Haupthauses mit Hülfe fremder Söldner zu bemächtigen und den Meister durch Gift aus dem Wege zu räumen. Der Unterstützung des Königs von Polen glaubten die Verschwörer sich gewiß. Schon waren insgeheim Soldtruppen zu dem Unternehmen geworben, da trieb einen der Mitverschworenen sein Gewissen, dem Hochmeister den verrätherischen Plan zu enthüllen. Ein strenges Gericht traf die Schuldigen. Nicolaus von Kenys mußte das Leben, welches er durch schimpfliche Flucht in der Schlacht gerettet hatte, jetzt unter dem Richtbeil enden. Die übrigen Schuldigen wurden ihrer Güter für verlustig erklärt und geächtet. Aber damit war die Gefahr nicht beseitigt.

Die schwierige Stellung und die vergeblichen Bestrebungen des Hochmeisters Heinrich von Plauen beobachtete mit Schadenfreude König Jagiello von Polen, welcher im Stillen längst wieder gerüstet hatte und nur einen Vorwand suchte um den Krieg von Neuem zu beginnen. Während er die landesflüchtigen Verbrecher unter seinen Schutz in Polen aufnahm, ließ sein Vetter Witold, dem Orden gerade zum Hohne, auf dessen eigenem Gebiete von seinen Litthauern eine Burg erbauen.

Bis dahin hatte der Hochmeister Alles aufgeboten, um dem Lande den Frieden zu erhalten. Als er erkannte, wie die Gegner es doch nur auf die Vernichtung der Ordensherrschaft abgesehen hatten, war er entschlossen, nur mit dem Schwerte in der Hand zu erliegen, und begann die Kriegsrüstungen.

Die Aussicht auf einen bevorstehenden Krieg erregte Schrecken und Bestürzung im Lande, das sich von den Lasten und Leiden des letzten Krieges noch nicht erholt hatte. Die unzufriedenen Ordensritter aber benutzten die vorhandene Gährung, um auf den Sturz des Meisters hinzuwirken, ja, einige von ihnen verweigerten ihm bereits offen den Gehorsam.

Um über die Lage des Landes Rath zu pflegen,

berief Heinrich von Plauen ein großes Ordenskapitel nach der Marienburg (11. Oct. 1413). Die meisten Gebietiger kamen bereits in unfreundlicher Meinung dorthin. Der Meister aber, tief gekränkt durch den Widerstand, welcher ihm bei seinen gerechten Bestrebungen für das Wohl des Ordens und des Landes von den eigenen Unterthanen entgegengesetzt ward, hielt sich von den Berathungen des Kapitels fern. Unmuthig verweilte er auf seiner von Wachen umgebenen Burg, während drüben im Ordenshause die Gebietiger Anklagen auf Anklagen wider ihn erhoben. Sie gaben ihm Schuld, daß er durch sein eigenmächtiges Verfahren ihre Rechte verletzete, daß er mit Gut und Blut der Unterthanen ein schönes Spiel treibe und durch seine Kriegspläne das Land in's Verderben stürze. Sein Hauptgegner Michael Rüdmeister von Sternberg, der selbst nach der Hochmeisterwürde Begehren trug, führte den Vorzug; auf seinen Antrieb wurde von dem Ordenskapitel die Absetzung des hochverdienten Meisters beschlossen. Darauf begaben sich die obersten Gebietiger in seine Wohnung hinüber, um ihm den Beschluß des Kapitels anzukündigen.

Mit finsterner Stirne hörte Heinrich von Plauen die Botschaft und legte schweigend das ihm abgeforderte Insigne und die Schlüssel des Hauses in die Hände der Gebietiger nieder; keiner hatte sie treuer verwaltet als er. Wenige Tage darauf (15. Oct.) schied er mit betrübtem Herzen von der Stätte seines ruhmvollen Wirkens.

Das Amt eines Comthurs auf der Engelsburg, welches Heinrich von Plauen übernahm, war nur eine schwache Entschädigung für die verlorene Hochmeisterwürde. Zwar erschien er im folgenden Jahre auf Veranlassung der Gebietiger noch einmal auf der Marienburg und legte vor dem Ordenskapitel in muthvoller Rede Rechenschaft über sein Thun ab; allein Selbstsucht und Leidenschaft hatten bereits die Blicke seiner Richter so getrübt, daß er ein gerechtes Urtheil nicht mehr erwarten konnte. Er mußte vielmehr erfahren, daß sein größter Widersacher Michael Rüdmeister von Sternberg zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Zürnend ging er nach der einsamen Engelsburg zurück.

Vor dem Polenkönig hatte Heinrich von Plauen sich einst gedemüthigt, als er ihn für sein Land um Frieden flehte; die Auslehnung seiner eigenen Untergebenen und den kränkenden Spruch der ungerechten Richter vermochte sein Stolz nicht zu überwinden. Finsterner Groll und unverföhnlicher Haß erfüllten seitdem seine Seele und ließen ihn seine Pläne vor der Nachwelt verbergen. Auf den Verdacht hin, daß

er mit den Feinden des Ordens geheime Verbindung pflege, um mit ihrer Hülfe wieder zur Hochmeisterwürde zu gelangen, ward Heinrich auch seines Comthuramtes entsetzt und in strenge Haft nach Brandenburg geführt (22. Mai 1414).

Vergebens verwandten sich mehrere deutsche Fürsten für ihn, vergebens drangen seine Bettern im Voigtlande auf ein gerechtes, mildes Urtheil. Die Gewissensangst seiner Gegner wollte eine Erleichterung seines Looses nicht zulassen. Erst nach dem Tode des Hochmeisters Michael Rüdmeister ward seine Haft gemildert und ihm die einsame Burg Hochstädt am Frischen Haff als Wohnsitz angewiesen, wo der Ketter der Marienburg acht Jahre später in stiller Zurückgezogenheit sein Leben beschloß. In der hochmeisterlichen Gruft des Haupthauses ward die irdische Hülle des unglücklichen Helden beigelegt. Auf seinem Grabstein entziffert der Besucher mühsam die halb erloschene Inschrift: „Im Jahre 1429 starb der ehrwürdige Bruder Heinrich von Plauen.“

V.

Die letzten Kämpfe um Marienburg.

Vier Jahrzehnte waren seit der Regierung des Hochmeisters Heinrich Grafen von Plauen vergangen. Der Krieg, welchen die Gebietiger durch seine Amtssetzung verhüten wollten, war trotzdem hereingebrochen und hatte vieles Unglück über das Land gebracht. Nur für kurze Zwischenzeiten wurden die Streitigkeiten zwischen dem Orden und Polen beigelegt; jeder Hochmeister griff auf's Neue zu den Waffen.

Darüber war das Ordensland verarmt und verödet. In vielen Burgen hausten jetzt fremde Kriegshaufen, und die Städte, in denen ehemals unter dem Schutze der Ordensritter deutscher Fleiß und deutsche Arbeit sich eingebürgert hatten, lebten in offener Feindschaft mit dem Orden. Die reichsten unter ihnen (Danzig, Thorn, Kulm, Elbing u. a.) hatten mit den Rittern der Eidechsen-Gesellschaft und anderen Unzufriedenen vom landsässigen Adel zum Schutze ihrer Freiheit einen gemeinschaftlichen Bund geschlossen, welchen sie den preussischen Bund nannten (1440). Sie hätten ihn richtiger den polnischen Bund genannt; denn sie hatten sich unter den Schutz des Königs von Polen gestellt und erwarteten von ihm Beistand gegen den Orden.

Zu den wenigen Städten, welche dem Orden treu blieben, gehörte Marienburg. Seit der tapferen Vertheidigung des Haupthauses unter Heinrich von Plauen war die Stadt von Neuem aufgebaut und

stark befestigt worden. Auch die Burg war verstärkt worden und mit Geschütz wohl versehen; aber in den Räumen, wo ehemals die Gebietiger des Ordens Rath pflogen, wo der Meister edle Kriegsgäste am Ehrentische bewirthete und Trompetenschall den Aufbruch des Ordensheeres zum Kriegszuge wider die Heiden verkündete, war es öde und still. Zwar der Hochmeister — seit 1450 Herr Ludwig von Erlichshausen — wohnte noch im Hauptthause; aber er schien dort mehr als Gefangener gehalten zu sein denn als Landesherr zu gebieten, und alle Eingänge der Burg waren von fremden Kriegsknechten bewacht.

Auch auf dem Kirchhofe, der von der oberen Burg nur durch den Hauptgraben getrennt war, lagerten Haufen heimatloser Knechte mit Spieß und Hellebarden oder mit langen Schwertern. Es waren Söldner, welche dem Orden im Kriege gegen Polen und den preussischen Bund tüchtige Dienste geleistet hatten. Ein Theil derselben hatte die Marienburg gegen die Polen und Danziger*) tapfer vertheidigt und den Feind nach langer vergeblicher Belagerung zum Abzuge genöthigt; ein anderer Theil unter Führung des tapferen Heinrich Neuf von Plauen, genannt der Jüngere**), hatte vor Kurzem in der Schlacht bei Konig das weit überlegene Polenheer in die Flucht geschlagen (19. Sept. 1454). Jetzt forderten die Hauptleute den Kriegslohn, um ihre Fähnlein auszuzahlen; aber der Ordensschatz war wieder leer und das verarmte Land vermochte keine neuen Steuern aufzubringen. In seiner Geldnoth hatte der Hochmeister mit Beirath der Ordensherren den Söldnern eine Pfandverschreibung auf das Hauptthaus zu Marienburg sammt allen Burgen und Gütern des Ordens ausgestellt, daß sie sich daran schadlos halten dürften, wenn der Sold binnen einer bestimmten Frist nicht zur Auszahlung käme; indessen die Frist war schon zweimal verlängert und die Zahlung nicht bewerkstelligt worden.

*) Das reiche Danzig war diejenige unter den Städten des preussischen Bundes, welche am feindseligsten gegen den Orden auftrat und die Verbindung mit Polen auf das Eifrigste betrieb.

**) Das alte voigtländische Geschlecht der Plauen ging seit Alters in zwei Linien auseinander. Der älteren Linie, den Grafen von Plauen, gehörte jener unglückliche Hochmeister, der Held des vorigen Kapitels, an. Die jüngere Linie nannte sich Neuf von Plauen; alle ihre Glieder führten den Vornamen Heinrich und fügten ihrem Namen je nach dem Alter eine nähere Bestimmung (der Ältere, Mittlere und Jüngere) oder eine Ordnungszahl bei. Der ältere Bruder des obengenannten Siegers von Konig war zu derselben Zeit Ordensspittler und wird uns im Fortgange dieser Darstellung gleichfalls bekannt werden.

Soeben — es war am Johannistage 1456 — hatten die Hauptleute beim Hochmeister wegen des rückständigen Soldes Beschwerde geführt, und er hatte ihnen wieder nur die leeren Hände gezeigt und Bertröstungen auf die Zukunft gegeben. Darüber war die Erbitterung der Söldner groß. Sie stießen Verwünschungen und Drohungen wider den Orden aus, ja, einige von ihnen sprachen offen, man möge doch die Burg dem Polenkönige übergeben; da würden sie bald zu ihrem Gelde kommen. Die Hauptleute aber forderten entschieden, daß die Bürger von Marienburg ihnen als den Herren den Huldigungseid leisten sollten.

Da begaben sich die sämmtlichen Bürger aus der Stadt in langem Zuge nach dem Kirchhofe, wo die Söldlinge lagerten. An der Spitze schritt ein alter Mann ehrwürdigen Aussehens; er trug das Haupt gebeugt, aber von seiner Stirne leuchtete ein heller, kühner Geist und aus seinen Augen blickte die Treue des deutschen Mannes. Es war der Burgemeister Bartholomäus Blume. Tief bewegt trat er aus der Gemeinde vor und redete die Hauptleute mit ernstern Worten an.

„Edle und gestrenge Herren! Fordert nicht von uns, was wider unsere Pflicht und unser Gewissen ist. Wir sind dem Orden als unserer rechtmäßigen Obrigkeit die Treue schuldig und dürfen keinem anderen Herren den Eid schwören.“

— „Ihr seid ja nur dem Meister durch Eid und Huldigung verpflichtet,“ riefen einige von den Hauptleuten, „und dieser hat euch eures Eides ledig gesprochen.“

„Mitnichten!“ erwiderte Blume, wir sind es dem ganzen Orden, denn auch diesem haben wir geschworen, und als fromme Leute wollen wir solchen Schwur treu und redlich halten.“

— „Hier handelt es sich aber nicht darum, was ihr wollt, ihr Bürger!“ riefen die Hauptleute, „sondern ihr sollt, ihr müßt schwören, oder sehet zu, wie es euch ergehen wird!“

Und wieder sprach der Burgemeister festen Muthes: „Hier stehen wir Bürgerleute, den Tag wird keiner von uns sehen, da wir euch schwören müßten. Eher sind wir sammt und sonders zum Tode bereit!“ —

Die Festigkeit des schlichten Mannes machte tiefen Eindruck auf die Hauptleute. Sie traten zusammen und beriethen sich; aber sie wurden nicht einig, sondern führten zwieträchige Reden untereinander. Die Deutschen sprachen dafür, daß man dem Orden noch länger Zeit geben möchte, um die Geldmittel herbeizuschaffen; aber Ulrich Czirwenka,

der Böhme, nebst anderen Hauptleuten aus Mähren, Schlesien und der Lausitz wollten von keinem Vergleich hören und beschloßen, mit dem Könige von Polen über den Verkauf des Ordenshauses zu verhandeln.

Der Hochmeister und die Ritter boten Alles auf, um solchen Schimpf von dem Orden abzuwenden. Insbesondere war der Ordenspittler Heinrich Neuß von Plauen, genannt der Aeltere, unablässig thätig für die Erhaltung der Marienburg, dieses Kleinods des Deutschen Ordens. Alle Ordensbrüder, Ritter, Bürger, Bauern, Priester und Kirchen mußten ihre letzte Habe steuern; da war kein

und wer darf es kühnlich wagen, ihr das geweihte Pfand zu entreißen!“ —

Nur die Deutschen ließen sich zu einiger Geduld bewegen, Czirwenka aber und seine Partei betrieben zu Thorn eifrig den Handel mit Polen. Schon war man über den Preis einig geworden, welchen der König von Polen an die Söldner für die Ueberlieferung des Haupthauses und der von ihnen besetzten Burgen zu zahlen hatte*), und auch die Zahlungsstermine waren festgesetzt. Immer näher rückte der Zeitpunkt für die Uebergabe des Haupthauses heran.

Alles Geld, das durch die Bemühungen des



Opfer zu theuer, es mußte gebracht werden. Auch wandte der Neuß sich an die Landmeister in Deutschland und Livland, klagte ihnen die Noth des Ordens und bat dringend um Hülfe. Den Hauptleuten stellte er das Unrecht ihres Beginmens vor und beschwor sie, von dem schändlichen Handel abzustehen. „Es hat der Meister“ — schrieb er ihnen — „keineswegs die Macht gehabt, euch das Land zum Verkaufe zuzusprechen, denn es ist ein Reichsland, stehet unter dem Kaiser, der es dem Orden verliehen, und kann allein mit des Kaisers Macht und Willen und mit des Reiches Zustimmung entfremdet werden. Zudem ist die Burg der heiligen Jungfrau gewidmet,

Ordenspittlers aufgetrieben war, reichte kaum hin, um den zehnten Theil der Forderung an die Hauptleute auszahlten. Neuß von Plauen und die edelsten Ordensritter erboten sich, den vollen Sold bis nächsten Martinitag zu entrichten und sich ihnen selbst als Geiseln zu stellen. „Denket doch an euern ritterlichen Sieg und an euere adeligen Thaten,“ schrieb sie, „nehmet als gute und edle Leute unseres Meisters und unsere Erbietung an! Wollet ihr jedoch in euerm bösen Unternehmen beharren, so wissen wir müssen euch nachziehen und das klagen vor un-

*) Er betrug 436,000 Gulden.

ferem Herren dem Kaiser, vor Königen, Kurfürsten, Rittern und Knechten, daß ihr verrätherisch und bösslich an unserem Herrn, dem Meister, und seinem Orden gesündigt habt, auf daß sie sich vor euch, als vor Verräthern ihrer Herrn, behüten und bewahren!" — —

Weder Bitten, noch Drohungen vermochten den

harten Sinn der geldgierigen Söldner zu ändern. Nur einige Hauptleute, wie Heuß von Plauen der Jüngere, Bernd von Zinnenburg, Jörg von Slieven u. A., wollten nicht ihre ritterlichen Namen durch solche Schmach beslecken und sagten den Andern die Gemeinschaft auf.

(Schluß im nächsten Heft.)

Gesang der römischen Legionen.

Von

Felix Dahn.



Durch Alpenschnee, durch Partherland
Mit immer steitem Schritte,
Wir tragen mit das Vaterland
Und Römer-Recht und Sitte.

Und wo der Feldherr Lager schlug,
Da kann uns Heimat werden;
Wir folgen unsrer Adler Flug
Und unser ist die Erden.

Und nach dem Sieg das Schwert gesenkt
Und Pflug geführt und Spaten:
Das Land, das römisch Blut getränkt,
Ist römischer Penaten.

Am Euphrat und am Donaustrom
Blüht heil'ger Dienst der Laren,
Und rings ersteht ein kleines Rom
Zum Stammen der Barbaren.

Der Sumpf versiegt, der Urwald fällt,
Nahn sich des Victors Stäbe,
Wir bringen eine schöne Welt:
Den Delbaum und die Rebe.

Wir bauen Straßen von Granit,
Die noch in fernsten Tagen
Den ehernen Schritt, den Siegeschritt
Der Schlachtcohorten tragen.

Denn uns ist aus Drakelmund
Das Schicksalswort verkündet:
So ewig steht im Erdenrund
Das Römerreich gegründet,

So ewig ziehn von Pol zu Pol
Die röm'schen Legionen —
Als am bethürmten Capitol
Die ew'gen Götter thronen.

Sprüche von Friedrich Güll.

O Ruhm, du schillernde Seifenblase,
Du Steinwurfring im wallenden See,
Du Morgenthau auf schwankem Grase,
Du Fußtrittspur im Frühlingschnee!

Wer immer nur in der Vergangenheit lebt,
Oder nur stets in der Zukunft schwebt,
Der wird die Gegenwart nie genießen,
Und Alles, was Andre freut, wird ihn verdrießen.

Im engsten Winkel, im winzigsten Nest
Gibt's irgend einmal ein lustiges Fest,
Und wenn auch nur Spatz und Spägin mit ihren
Nesthockern 'nen Mailäfer schnabuliren.

Hast du fest dein Kopf am Bügel,
Mag es trohig schäumen;
Fest im Sattel, fest im Bügel,
Mag es sich auch häumen.

Von den Göttern der Germanen.

Von

Werner Sahn.

Original-Zeichnungen von Julius Raue.

(Fortsetzung.)

X. Balder's Tod.

„Ein böser, heimtückischer Gott.“

Vieles fällt uns an den Göttern, welche die Völker in ihrer Kindheit verehrt haben, auf, am meisten aber gewiß, daß es auch böse unter ihnen giebt. „Böse, heimtückische Götter“: wie sollen wir den Ausdruck reimen? In Angst vor dem Neid

setzen, seiner Herr zu werden. Um ihn für die Folgezeit unschädlich zu machen, verschloß ihn Odin in ein unterirdisches Gefängniß.

Hätte er ihn immer dort gehalten! Aber den Göttern fehlte seine Geschicklichkeit in vielerlei Dingen. Namentlich im Verkehr mit den Thursen, deren Feindschaft stärker hervorzutreten anfang, hofften sie Unter-



und der Mißgunst der obersten Herrscher haben alle alten Völker, die an verschiedene Götter glaubten, ihre Tage hingebracht.

Bei unsern Vorfahren war es nicht anders. Und Loki namentlich ist es, der als Böser im Kreise Asgard's, des Götteraufenthalts, gedacht wurde. Gegen die andern Götter selbst erwies sich seine Bosheit.

Anfangs, so erzählen die Lieder, waren er und Odin wie Brüder einander zugesellt. Aber es lag nicht in Loki, ein Bündniß in Treue zu pflegen. Er überhob sich gegen seinen Genossen, und dieser, zum Kampfe herausgefordert, mußte alle Kraft dran

stützung von Loki zu finden. So geschah es, daß Odin nach acht Wintern sich entschloß, ihn wieder in Freiheit zu setzen.

Kaum aber war Loki oben, als er einen unbewachten Augenblick zu einer Frevelthat gegen die Götter benutzte. Zu Sif, der schönen, lockigen Gattin Thorr's, schlich er mit einer Scheere, leise von hinten kommend, und schnitt ihr das Haar ab. Thorr faßte ihn im Zorn und hätte ihm die Glieder alle zerbrochen, wenn Loki nicht geschworen hätte, die Göttin zu entschädigen, außerdem Wunderwerke, herrlichen Schmuck und unüberwindliche Waffen zum Nutzen aller Götter aus den Zauberwerkstätten

der Zwerge herauszuschaffen. Er hielt sein Wort, und also war sein Leben gerettet. *)

Da die Götter gemerkt hatten, welch gefährlicher Gesellschafter Loki sei, wenn er der Freiheit genieße, so gaben sie ihn in Thorr's, des stärksten aller Götter, Befolge und Dienst. Seitdem schien Alles gut und wohl versehen. Aus Furcht vor Thorr hielt Loki seinen bösen Sinn in Schranken.

Doch wer einmal Feind gewesen und namentlich, wer im Kampfe gedemüthigt und gestraft worden ist, läßt vom Grolle nicht. Und Loki sann alle Tage, wie er trotz der Götter Wachsamkeit sich an ihnen rächen, wie er ihnen einen Schmerz zufügen könnte, mit dem er für alle Erniedrigung und Knechtschaft Genugthuung empfangen würde.

Die Gelegenheit zu einem schmählischen Werk hinterlistiger Tücke kam ihm plötzlich. Er griff die Götter bei dem Liebsten an, das sie besaßen. Er raubte ihnen Valder, den schönsten, lichteften und besten der Asen. Er verfuhr dabei so schlau, daß Keiner seine That merkte. Einen Andern ließ er als Schuldigen erscheinen. Er selbst aber ging unangefochten und unbescholten aus der Verwirrung hervor.

Wir werden die größte und verhängnißvollste, zugleich auch die zarteste und rührendste Geschichte vernehmen, die unter den Göttern Asgard's sich zgetragen hat. Von gleichem Schmerze waren sämtliche Asen benommen. Denn wie seinem Vater und seiner Mutter, Odin und Frigg, war Valder allen Geschwistern der geliebteste. Andre von Odins Söhnen waren stärker und unternehmender, Valder aber war der freundlichste, mildeste und beste. In seiner Jugend, bald nachdem sein Vater ihn vermählt hatte, traf ihn der Tod durch Verrath.

Valder.

Wie der Frühling über der Erde aufsteigt — Licht und bunte Farben sind seine Führer, Freiheit, Spiel und Feste trägt er herbei, und Jeder ruft ihm entgegen: „Wie schön bist du! wie glücklich sind wir durch dich!“ — so war es den Göttern, als Valder geboren wurde.

Sie prüften den Leib des Götterkindes: kein Fehl war an ihm. Sie hörten seine Stimme: wie Lieder der Vögel erklang sie. Sie gewährten den Blick seines Auges: wie Strahlen der Sonne ging's von ihm aus.

Frei blieb das Kind von allem Wilden und Dreisten. Immer willfährig war es dem Wort und

*) Wir haben früher davon gehört, Band VIII, S. 57.

dem Wink des Vaters und der Mutter. Eignes zu erstreben lag ihm fern. Den Andern gewidmet, allen Wesen in allen Welten aufmerksam war sein Sinn. Sie zu verstehen, ihnen zu dienen wurde sein Begehr.

Ruhmesthaten zu vollbringen, mit Waffen gegen Feinde zu ziehen, war nicht sein Trieb. Gut schien es ihm, Kämpfe zu schlichten, Feinde zu versöhnen. Vernahmen Kämpfende seine Worte, so sanken ihre Waffen wie von selbst, sie lauschten entzückt dem Wohlklang seiner Beredsamkeit. Begegneten Feinde nur seinem Blick, so wich vor seiner Sanftmuth die Erbitterung aus ihren Herzen.

„Valder ist der beste unter uns!“ sprachen alle Götter. Und sie gingen daran, ihm das Leben herrlich einzurichten.

Eine eigne Halle erbauten sie ihm. Sie nannten sie „Breibadlit“. Denn sie sprachen: „kein Gott blickt weiter und breiter als Valder mit seiner Sanftmuth und Weisheit.“

Sie zimmerten ein Schiff für ihn und nannten es „Ringhorn“. Denn sie sprachen: „möchte Valder jeden Tag wie im Ringe, ja, wie im Horn, das aus Ringen gewunden ist, um alle Welten fahren und alle Wesen mit seinem Gruß erfreuen!“

Und die Götter gaben Zwerge in seinen Dienst, Zwerge, die mit Zauberlichtern alle seine Wege verschönten.

Und Odin erwählte ihm die Jungfrau zur Genossin, Nanna, die zarterzige Göttin. Von Blüthen durchwirrt, einen Schleier über Haupt und Schultern, so wurde sie Valder vermählt.

Wie glücklich lebten Valder und Nanna! Noch glücklicher wurden sie, als Forseti, ein Sohn, ihnen geboren wurde.

Wäre längere Dauer ihrem Glücke beschieden gewesen! Aber kaum, als das Kind der Mutterpflege entwachsen war, da stieg der traurige Tag, auf, den Loki sich erwählte. Keiner der Götter war Loki in seinem Herzen so verhaßt wie Valder, der gute, den Alle liebten.

Valder's Träume.

Es war tief in der Nacht, als Valder einst über unruhigen Träumen erwachte. Er besann sich, und da er inne wurde, daß er geträumt habe, beschwichtigte er sein Gemüth und dachte weiter zu schlafen. Aber vergeblich. Es litt ihn nicht auf dem Lager.

Als die andern Asen ihn so sahen, wurden sie ängstlich und fragten nach der Ursache. Valder aber erzählte, daß er im Traume sich sterben gefühlt habe.

Da kam ein großer Schreck über sie alle. Und weil sie Gewißheit wünschten, sandten sie Boten zu den Traum-deutenden Wesen. Es währte nicht lange, da lehrten sie mit der Meldung zurück: „der Traum künde an, daß Valder dem Tode verfallen sei.“

„Dem Tode verfallen!“ riefen sie alle, „Valder, der so schön ist, daß Niemand ein Fehl an ihm findet! des Augenbrauen so licht sind, daß sie der lichtesten aller Blumen gleichen! von dem es glänzt und strahlt, daß ringsum nirgend Dunkles aufkommt! des Worte so berebt und so voll Milde und Weisheit erklingen, daß Keiner etwas daran ändern mag!“

Und alle Asen traten zusammen und besprachen, was sie thun sollten, um das Verhängniß abzuwenden. Sie beschloßen, alle Wesen zu beschicken und sich Eide geben zu lassen, daß sie Valder nicht schaden wollten.

Frigg selbst, die Mutter der Götter, machte sich auf. Sie trat vor alle Wesen, vor die der Erde, des Meeres und der Luft, und bat sie, daß sie Valder nicht schaden möchten. Und alle, wie vielfach sie waren, das Feuer, die Winde, die Wasser und Erze, die Steine und Bäume, die Sträucher und Thiere, Alles, was geht oder schwimmt, was sich schwingt oder schleicht, und Alles, was lebt und was todt ist, die Krankheiten, Gifte, Alles aus der Zwerge und Thursen Bereich, — sie sprachen alle: „wie gern, wie gern! wir geloben den Eidschwur! Keiner der Götter ist schöner als Valder und keiner der Götter spricht milder und weiser als Valder! wir schützen ihn alle!“

Da jauchzten die Asen auf. „Friede ist in den Welten um Valder! alle Wesen loben und lieben ihn! ein helles Licht erglänzt von Valder's Antlitz, es schwillt bis ans Ende der Welten! Nichts Unreines, nichts Böses giebt es, weil Valder unter uns weilt!“

Wie Valder den Tod fand.

„Wer wollte sich einer Sorge hingeben?“ sprachen die Asen untereinander. „Beschworne Worte sind allen Wesen heilig.“

Und die Steine kamen und sprachen: „versucht es mit uns, wir schaden Valder nichts!“ und die Hölzer kamen: „versucht es mit uns, wir schaden Valder nichts!“ und alle Wesen sprachen dergleichen.

Da stellten die Götter Valder in ihre Mitte und Jeder nahm der Eine einen Stab, der Andre einen Stein, und Jeder hieb oder warf oder stach nach ihm. Es schadete Valder nichts, es schmerzte ihn nicht im mindesten.

Und die Götter riefen: „nun erst sind wir froh! ein Bündniß aller Wesen ist geschlossen! Ein Schreck ist durch Valder's Träume unter uns gekommen, aber zu ewigem Jubel hat er sich umgewandelt.“

Als Loki diese Freude der Asen sah, sprach er bei sich: „dies ist — ich hoffe es — der Augenblick, auf den ich lange gewartet habe. Ich werde die Asen für alle Gewalt, die sie an mir verübt haben, strafen können.“

Und eilig, aus dem Kreise der Götter scheidend, nahm er Gestalt und Sprache einer Frau an, die in Frigg's Diensten stand, und trat in den Saal zur Mutter der Götter.

„Du kommst von den Söhnen Odin's,“ redete Frigg ihre Vertraute an, „was thun die Herrlichen?“

Und Loki, in Gestalt der Magd, antwortete: „Sie stehn im Kreise um Valder, sie lachen und jubeln. Denn was sie auch fassen zum Schlag oder Wurf auf Valder, ihm schadet nichts, ihm thut nichts weh.“

„So ist es,“ sprach Frigg, „die Angst ist ver-scheucht. Alle Wesen lieben Valder, alle haben den Eidschwur gegeben.“

„Ist's wirklich also,“ fragte Loki, „daß alle Wesen aus allen Welten Eide gelobt haben?“

Und Frigg antwortete: „östlich von Walhall über der Wiese wächst auf dem Baume eine Staude, Mistel (Mistelstein). Die schien mir noch zu jung und zu klein, um Eide von ihr zu fordern.“

Kaum daß Loki dies Wort vernommen hatte, da wich er aus dem Saale. Er konnte die Zeit nicht genug beeilen, sein Werk zu vollbringen. Bald stand er wieder unter den Göttern, trat zu Höder, dem Gotte, der, weil er blind war, unthätig zur Seite saß, und sprach zu ihm: „du solltest auch Valder die Ehre erweisen.“

„Du weißt, daß ich blind bin,“ sprach Höder, „es ist mir genug an der Freude der Andern.“

Und Loki sprach darauf: „nimm diesen Zweig, er ist zwar nur klein und schwach — ich werde dich Valder gegenüberstellen — und wirf ihn dann aus!“

Und Höder folgte dem Worte Loki's.

Der Zweig flog hin. Wie schwach er war, er drang in Valder's Brust und durchstach ihm das Herz. Die Asen sahen, wie ihr Liebling wanke und sank. Es kam ihnen vor, als säßen sie selber. Sie waren vom Schreck so getroffen, von Betäubung so benommen, daß ihnen Alles schwand, Gedanke und Sinn und Wort. Sie standen wie steinerne Bilder da, ohne Athem und Zuckung, als wären sie gleichfalls todt.

Endlich löste sich ihr Schmerz in lautes Schluchzen und Wimmern. Schauerlöne schritten in die Welten hinaus und umzitterten alle Wesen: „Balder ist todt! Balder ist todt!“

Frigg's Bitte an die Söhne Odin's.
„Welch Schluchzen und Wimmern kommt näher?“

Und die Aßen, von ihrem Gram erwachend, sprachen: „wer wäre von uns, der all deine Gunst nicht wünschte zu eigen?“

„So eile denn Einer von euch und reite zu Hel, zur Todesgöttin, hinab! er sehe dort nach, ob's wirklich so ist, daß Balder dort sitzt! Dann bitte er die Herrin, daß sie Buße von uns nehme



rief Frigg in ihrer Halle, als sie von ferne die Töne vernahm. Und, eilig aufstehend, verließ sie den Frauensaal und ging zu den Göttern.

„Wehe!“ rief Frigg, als sie, vom Tode starr und bleich, ihren Sohn sah, „ihr schluchzt und weint! und Keiner denkt an Rath und Rettung! wer ist unter euch, der all meine Liebe, all meine Gunst gern hätte zu eigen?“

und Balder den Göttern zurückgebe!“

Und schnell vor Allen sprach Hermod, der jüngste von Odin's Söhnen: „ich schwinde mich gleich aufs Ross und reite hinab und reite den weiten Helweg hindurch, und biete der Herrscherin Buße und bringe dir Balder zurück.“

Die Götter aber wandten sich unterdessen zur Leichenfeier. (Schluß folgt.)

Das Bäumchen und der Eichbaum.

Fabel von Julius Sturm.

Ein Bäumchen, das im Walde seinen Stand
Am Fuße einer mächt'gen Eiche fand,
Beklagte einst sein Schicksal bitterlich.
Da rief die Eiche: „Wie verkenntst du mich!

Ich schütz' dich vor der Sommeronne Gluth,
Vor Sturm und Blitz und wilder Regenfluth.“
„Ja,“ sprach das Bäumchen, „aber Luft und Licht
Zu fröhlichem Gedeihn gönntst du mir nicht.“

Die Schneckenpost.

Märchen von Victor Blüthgen.

Der Abend war kühl und die Luft feucht, denn es hatte einen Gewitterregen gegeben. Die scheidende Sonne blinzelte müde über den Wiesenweg und in den Wald von nassen Grashalmen und Blüthenstengeln zu dessen Seiten, und die Regentropfen, die allenthalben hingen, funkelten wie glühend zwischen dem Grün.

Unter einem fetten Wegbreitblatte saß eine große Schnecke vor ihrem Hause; sie hatte sich satt gefressen und wollte noch etwas nachdenken. Aber es fiel ihr nichts ein. Sie dachte so langsam! Meistens wenn sie einen Gedanken beinahe hatte, war sie so müde von der Anstrengung, daß sie ihn wieder laufen ließ, in ihr Haus kroch und einschloß.

Eben kamen zwei Paar Stiefel vorbei gegangen; von den Leuten, die dazu gehörten, konnte sie unter dem Blatte nichts sehen. Aber sie hörte, was der eine sprach: „Nützlich muß man sich machen in der Welt; seine Gaben und Kräfte gebrauchen muß man, um das allgemeine Wohl zu fördern. So erwirbt man sich Achtung und Liebe. Aber er lebt wie eine Schnecke: wenn er Hunger hat, kriecht er aus seinem Hause, und wenn er satt ist, kriecht er wieder hinein und kümmert sich um nichts.“

Weiter konnte die Schnecke nichts verstehen; aber nun hatte sie einen Gedanken: nützlich muß man sich machen. „Ich werde es thun,“ sagte sie für sich. „Ich werde das allgemeine Wohl fördern; das hätte ich schon lange gethan, wenn es mir nur eingefallen wäre. Aber wie fange ich das an?“ Und nun dachte sie wieder nach und wurde ordentlich eifrig dabei; man sah es daran, daß sie schwigte. Indeß war es umsonst, sie versiel auf keine Idee.

Eben kam ein Johannswurm durch das Gras gekrochen. Er hatte schon seine Laterne angezündet, obwohl der Abend noch hell genug war. Als er die Schnecke so tiefsinnig sitzen sah, kroch er zu ihr hinüber. „Ei ei, noch so spät auf, Frau Gvatterin?“ sagte er. „Sonst ist doch das Haus um diese Zeit immer schon geschlossen?“

„Schweige,“ antwortete die Schnecke ärgerlich, „und störe mich nicht, denn ich denke über eine wichtige Sache nach: ich werde nunmehr das allgemeine Wohl fördern, sobald ich gefunden haben werde, wie ich das machen kann.“

„Welch ein schöner Gedanke!“ rief ganz schwärmerisch der Johannswurm, der sehr feuriger Natur

war. „Ich werde das auch thun. Ich besitze eine Laterne, welche, wie ich glaube, ein recht gutes Licht giebt; man kann dabei fast hundert Grashalme weit sehen. Wie leicht ist es, damit Gefälligkeiten zu erweisen, ja sogar Unglücksfälle zu verhüten!“

„Aber ich!“ sagte die Schnecke. „Es kostet Kopfzerbrechen, ehe sich für mich eine Art findet, wie ich das allgemeine Wohl fördern kann.“

„Du hast ein Haus,“ meinte der andere nachdenklich.

„Richtig,“ antwortete die Schnecke, „aber es hat gerade nur für mich Platz.“

„Ich hab's,“ fuhr der Johannswurm auf, „oben drauf ist Platz genug. Eine Kutsche gäbe das, eine Postkutsche — die ist gar nicht schöner auszudenken!“

„Wirklich! Eine Postkutsche — das ist es,“ sprach erfreut die Schnecke. „Wie glücklich du bist, daß dir alles gleich so rasch einfällt.“

„Und jetzt erst das beste!“ fuhr jener plötzlich fort: „wir werden uns zusammenthun; ich werde Postillon werden und vorn auf dem Rande sitzen, denn zu einer Post gehört ein Postillon, und zwar einer mit einer Laterne. Ich bin wie dazu geschaffen. Ich kann auch die Zügel liefern; nur ein kleines Stückchen von hier hängt etwas Altweibersommer, ganz zusammengebrett, das werde ich dir an die hinteren Hörner binden. Es wird dir gar nicht weh thun.“

„Wie du dir das alles ausdenkst! Es ist ein Wunder,“ meinte die Schnecke in hellem Erstaunen. „Das allgemeine Wohl kann zufrieden sein, daß sich so einer, wie du bist, um dasselbe bekümmert.“ Und sie saß und wartete, bis der Johannswurm den Zügel geholt und die Enden um die Hörner gelegt hatte. Dann stieg der auf das Schneckenhaus, nahm die Zügel, hielt seine Laterne hoch und sagte: „Hü! jetzt kann's fortgehen.“

„Wohin denn aber?“

„Zimmer geradeaus auf den Wiesenweg.“

Die Schnecke kroch vorwärts, und sie war seelenvergnügt dabei, obschon sie sonst die Anstrengungen nicht sehr liebte und jetzt eigentlich ihre erste Schlafzeit war. Die Postkutsche mit dem Postillon darauf nahm sich sehr gut aus; sie war sauber gewunden und polirt, und wenn ihre weiße Färbung auch nicht gerade schneerein war, so lief dafür ein brauner Streif höchst zierlich auf der Höhe der Windungen entlang wie eine Uhrfeder. Dazu gab ihr der

Schein der Laterne eine gewisse grünliche Beleuchtung, welche recht apart ließ. Der Wiesenweg war sehr naß, aber das war der Schnecke eben recht, wenigstens viel lieber, als wenn er staubig gewesen wäre.

„Aha,“ sagte der Johanniwurm oben, „da kommt schon jemand, der uns brauchen kann. Wollen Sie nicht auf unsre Postkutsche steigen, mein Fräulein?“

Es war ein Marienkäferchen, das er anrief, eine kleine dicke Person mit schwarzer Blouse und rothem Rocke, der voller schwarzer Punkte war. Das watete in dem Nothe, und man sah, daß ihm das schwer wurde, denn es blieb manchmal stehen und schaute sich ängstlich um.

„Warten Sie,“ fuhr der Johanniwurm fort, „wir werden gleich bei Ihnen sein. Hü, Frau Gevatterin! Es geht etwas langsam, aber besser schlecht gefahren als schlecht gegangen.“ Und die Schnecke machte eine außerordentliche Anstrengung: nur fünf Minuten dauerte es, da konnte das Marienkäferchen auf die Postkutsche kriechen.

„Sie sind sehr gütig,“ sagte es. „Ich kann doch umsonst fahren?“

„Natürlich,“ nickte der Johanniwurm. „Wir haben uns dem öffentlichen Wohl gewidmet.“

„Davor muß man alle Achtung haben,“ war die Antwort. „Ich möchte gern heute Abend noch zu einer Schwester, die dort in den Kletten wohnt, aber bei dem Wege wäre es wahrscheinlich doch nicht angegangen. Ueberall bleibt man stecken, gar nicht davon zu reden, wie abscheulich man sich die Kleider beschmutzt.“

„Es ist richtig,“ dachte die Schnecke und wackelte vergnügt mit den Hörnern. „Da ist schon eine Person, welche Achtung vor uns hat. Bloß die Liebe fehlt noch, die wird aber gewiß auch noch kommen. Ich hätte nicht gedacht, daß es so angenehm wäre, wenn man Achtung genießt; ordentlich stolz wird man davon.“

Während dem sah das Marienkäferchen oben und pukte mit den Füßchen sein rothes, schwarzpunkirtes Kleid ab. Als es damit fertig war, sah es sich um, und da mußte es seufzen. „Ach,“ sagte es, „wie langsam das geht! Es ist sehr bequem, zu fahren, aber zu Fuße wäre ich schon zehnmal weiter.“

„Das ist wahr,“ meinte der Johanniwurm, „aber man muß auch vorsichtig sein, wenn man auf einem so schlechten Wege fährt; das thun alle Fuhrleute. Uebrigens könnte es auch daran liegen, daß ich keine Peitsche habe; ein richtiger Postillon muß allerdings im Besitz einer Peitsche sein, und ich werde mir gleich eine holen. Brrr! Frau Gevatterin, ich will einen Augenblick hinunter steigen.“

Er zog die Zügel an, die Schnecke hielt und er ließ sich hinab und erwischte ein trocknes Halmchen, das im Wege lag, worauf er seinen Platz wieder einnahm. „So,“ rief er dann, „jetzt kann's weiter gehen; aber ein Bißchen schneller, Frau Gevatterin, weil ich jetzt eine Peitsche habe.“

„Ich werde alle Kraft zusammen nehmen,“ sagte die Schnecke vorn; „unser Passagier soll gewiß zufrieden sein.“ Und nun zog sie mit einem kräftigen Rucke an und schob vorwärts, daß sie vor Eifer das Plumpsen hinter ihr gar nicht hörte. Aber sie hörte etwas anderes und merkte daraus, was geschehen war.

„He, zum Kukul,“ schrie der Johanniwurm, „sehen Sie jetzt, wie gefährlich es ist, auf solchem Wege schnell zu fahren!“ Und das Marienkäferchen jammerte: „Ach du lieber Himmel, mein ganzes schönes Kleid, wie das nun aussehen mag!“ Sie waren nämlich beide durch den unerwarteten Ruck herunter gefallen und gerade in eine kleine Pfütze.

„Ich fahre gewiß nicht weiter,“ sagte das Marienkäferchen, „ich will lieber dort unter einem Blatte die Nacht bleiben und morgen früh weiter gehen.“

„Nein, das dürfen Sie uns nicht anthun,“ antwortete der Johanniwurm, „sonst haben wir gar kein öffentliches Wohl, für das wir sorgen können. Sie müssen unbedingt wieder auf den Wagen steigen; dort werde ich Sie abputzen. Wir haben Gott sei Dank eine Laterne, daß wir ordentlich dazu sehen können. Und das ganze war ja doch ein Abenteuer, und das hat so viel angenehmes! Sie werden noch manchmal davon erzählen; vielleicht werden Sie dadurch sogar interessant.“ Während er das sagte, schob er auch schon das Marienkäferchen zu dem Schneckenhaufe und half ihm hinauf, worauf er die Zügel nahm und ihm nachstieg. Sie waren eben dabei, das schwarzpunkirtte, rothe Kleid zu säubern, indeß die Schnecke sich vorsichtig und kleinlaut weiter bewegte, als sie ein gewisses Schnurren hörten, welches sehr ängstlich klang.

„Oho,“ sagte der Johanniwurm und richtete sich auf, „da ist etwas in Gefahr.“

Er wandte sich um und sah, daß sie vor einer ringsförmigen Pfütze standen, welche ein Stück Weg wie eine Insel umschloß. Auf der Insel konnte man in der beginnenden Dämmerung mehrere Personen erkennen, welche sich hin und her bewegten — wie es schien eine kleine dicke Raupe und ein paar Ameisen. Aber der Hülfseruf kam nicht von denen, sondern von einer Biene, welche, mit den Vorderbeinen an einen Strohalm geklammert, mitten im Wasser schwamm. Sie ruberte zwar was sie konnte,

allein sie kam nicht vorwärts, sondern der Strohalm drehte sich mit ihr immer im Kreise herum.

„Frau Gevatterin,“ schrie der Johannswurm zur Schnecke hinunter, „dort ist Holland in Noth! Eine so schöne Gelegenheit, für das öffentliche Wohl zu sorgen, finden wir nicht leicht wieder. Aber wir müssen mitten durch das Wasser fahren. Was meinst du?“

„Natürlich!“ antwortete die Schnecke; „wenn es nicht zu tief ist?“

Das Marienkäferchen lief vor Angst auf dem Wagen hin und her. „Durch das Wasser wollt ihr fahren?“ wehklagte es. „Nein, dazu bringt ihr mich nicht; ich werde ganz schwindelig, wenn ich in das Wasser sehe. Laßt mich hinunter steigen; ich bleibe irgendwo über Nacht.“

„Wie es gefällig ist,“ sagte der Johannswurm jetzt; „wir brauchen Sie nicht mehr, denn jetzt haben wir öffentliches Wohl die Hülle und Fülle, und es wird wirklich eine gefährliche Fahrt. Steigen Sie nur hinunter und grüßen Sie Ihre Schwester.“

Das Marienkäferchen ließ sich hinab und wartete so schnell es ging nach den Wiesengräsern hinüber. „So,“ riefte der Johannswurm der Schnecke zu, „nun aber vorsichtig, daß der Wagen nicht kippt.“ Und die Schnecke rutschte in das Wasser.

Auf der Insel kam alles an das Ufer und sah zu, wie sie der Biene immer näher gelangten. „Halten Sie sich nur oben,“ schrie der Johannswurm, „Sie brauchen sich gar nicht so sehr anzustrengen. Hier kommt die Post und Sie werden auf einen Wagen steigen können.“ Zum Glück war das Wasser für die Schnecke seicht genug, und der Weg nicht zu weit; nur zehn Minuten brauchte die Biene zu warten, da konnte sie auf das Schneckenhaus kriechen, und dort saß sie ein Weilchen ganz erschöpft und holte immer nur tief Athem. Endlich schüttelte sie sich, daß es stäubte, begann eifrig ihre Gliedmaßen zu reiben und ließ darauf ihre Flügel mit großer Geschwindigkeit zittern.

„Ja,“ brummte sie, „jetzt wird mir wieder wohl. Ich werde Ihnen das nie vergessen, daß Sie mir das Leben gerettet haben. Im ganzen Bienenstock sollen Sie berühmt werden, und ich werde sogar der Königin von Ihnen erzählen. Kann ich Sie mit irgend etwas belohnen?“

„Nein,“ sprach der Johannswurm. „Wir haben uns dem allgemeinen Wohl gewidmet, und da nimmt man keine Belohnung. Aber Sie könnten mir sagen, wie es gekommen ist, daß Sie fast verunglückt wären.“

„Ich hatte ein Abenteuer,“ antwortete die Biene. „Vor ungefähr einer Stunde habe ich einen hitzigen

Kampf mit einem Menschen bestanden, einem von der Art, wissen Sie, welche lange Zöpfe und Unterrocke trägt und kleine leblose Puppen im Wagen umher fährt. Dieser Mensch also schlägt mich mit einem Tuche, was ich mir als Cavalier nicht gefallen lassen kann. „Drauf,“ sage ich bei mir. Ich umkreise ihn, um ihn herauszufordern; diese Herausforderung nimmt er auch an und ich bekomme einen zweiten Schlag mit dem Tuche, daß ich in das Gras falle und ein wenig die Besinnung verliere. Indessen raffe ich mich auf und fliege, theils des Anlaufs wegen, theils um den Feind sicher zu machen, ein Stück weg, worauf ich mich umdrehe und mit Hurrah auf dessen Nase einstürme. Und sehen Sie, wie der Blitz siße ich darauf. Kaum aber lockte ich den Delsch, um einen ordentlichen Dentzettel zurückzulassen, so erschallt dicht unter mir das fürchterlichste Geschrei von der Welt. Keiner von Ihnen hätte es ausgehalten. Meine Füße erlahmen, ich fange an zu wanken und falle hinunter. Mittlerweile dreht der Mensch sich um und begiebt sich unter Zurücklassung allen Gepäcks, welches aus einem Puppenwagen mit Puppe sowie einigen Kirschchen besteht, auf die eiligste Flucht. Den Wagen sammt der Puppe lasse ich natürlich als ungenießbar bei Seite; die Kirschchen hingegen betrachte ich als wohlervorbene Kriegsbeute, und ich kann wohl sagen: sie waren sehr süß.“

„Sie sind von einer heldenmüthigen Tapferkeit,“ sagte hier der Johannswurm. „Ich bewundere Sie. Ich würde niemals so viel Muth haben, auch wenn ich eine Waffe hätte.“

„Hören Sie weiter,“ fuhr die Biene fort. „Nachdem ich also tüchtig getrunken, fliege ich meines Weges. Weiß der Himmel — war es die Regenglust oder hatte ich zu viel Kirschsaft zu mir genommen: kurz wie ich auf das Wasser hier komme, ergreift mich der Schwindel und ich plumpe hinein. Ich schwimme so lange meine Kräfte reichen, aber ich komme nicht an das Ufer; ich erfasse endlich den Halm, aber ich sehe bald ein, daß ich nicht lange mehr im Stande sein werde ihn festzuhalten, denn das viele Wasser schluden macht schwach. Da höre ich Ihren Zuruf — kurz das andere wissen Sie ja.“

„Wie ist Ihnen denn jetzt zu Muth?“

„Ich brauche eine Magenstärkung; am liebsten hätte ich einen Lindenblüthen-Eißör, der erwärmt, und ich glaube, ich kann schon wieder fliegen. Leben Sie wohl; Sie haben Anspruch auf meine volle Dankbarkeit.“

Die Biene flog erst zur Probe auf die Insel, die ganz nahe war, und dann gleich weiter. Nach wenigen Augenblicken war sie in der Dämmerung verschwunden.

Am Ufer standen die Ameisen, als die Schnecke ganz erschöpft auf das Land rutschte. Sie waren sehr schmuck und schlank wie kleine Lieutenants. „Unsre Hochachtung!“ sagten sie. „Wir gratuliren Ihnen; Sie haben der Biene das Leben gerettet und Sie werden berühmt werden, denn die Biene kommt weit herum.“

Die kleine dicke Raupe sagte gar nichts und kam auch nicht näher. Sie war noch jung und etwas schüchtern.

„Wir wollen nur noch etwas ausruhen,“ sprach der Johanniskwurm, indem er abstieg. „Nachher geht die Fahrt weiter. Dies hier ist eine Post, welche sich dem allgemeinen Wohl gewidmet hat, und ich bin der Postillon mit der Laterne. Ich vermute, daß Sie von der Ueberschwemmung überrascht und auf diese Insel festgesetzt wurden, und daß Ihnen daran liegt, über das Wasser zu gelangen.“

„Gevatterchen,“ meinte die Schnecke, „sollen wir nicht bis morgen warten? Ich könnte umfallen vor Müdigkeit!“

„Wo denkst du hin!“ erwiderte der Johanniskwurm. „Eine so schöne Gelegenheit, sich nützlich zu machen, kommt nicht alle Tage, und man muß sie benutzen. Muth, Frau Gevatterin, und Festigkeit! Die Herrschaften rechnen darauf, daß wir ihnen helfen.“

„Ruhen Sie sich nur ein Weilchen aus,“ sprach die eine Ameise. „Sie brauchen sich bei der Fahrt nachher nicht zu übereilen. Ich kann allerdings sagen, daß uns außerordentlich viel daran liegt, heute noch nach Hause zu kommen, da wir eine wichtige Nachricht zu überbringen haben.“

„Siehst du?“ rief der Johanniskwurm feurig. „Diese Fahrt wird eine sehr wichtige sein. Man muß sich's etwas kosten lassen, wenn man das allgemeine Wohl fördern will.“

„Ja ja,“ seufzte die Schnecke für sich, „es ist etwas schönes, aber außerordentlich anstrengend; ich hätte das nicht gedacht.“ Und sie lag eine Weile still und zog die Hörner ein. Inzwischen erzählten die Ameisen von dem großen Regen und der Ueberschwemmung, und wie sie Mühe gehabt hätten, einen erhöhten Punkt zu erreichen, wo sie vor dem Wasser gesichert waren. Sie beschrieben das sehr unterhaltend.

„Man sollte nicht glauben, wie viel Abenteuer in der Welt passiren,“ sagte zuletzt der Johanniskwurm, „und wieviel Gelegenheit man hat sich nützlich zu machen. Aber es wird Zeit, daß wir weiter fahren. Aufsteigen, aufsteigen, meine Herrschaften. Sie wollen doch auch mitfahren, Fräulein?“

Damit rebete er die Raupe an.

„Ach ja,“ antwortete diese, „wenn ich darf. Ich habe großen Hunger und hier wächst gar nichts.“

Deutsche Jugend. XI.

Es wurde schon dunkel, als die Schnecke sich in Bewegung setzte, und der Johanniskwurm ließ seine Laterne mit aller Kraft schimmern. Das Wasser, in das sie kamen, glitzerte davon mit grünlichem Schein, was sich sehr hübsch ansah. Die Passagiere waren schläfrig und sagten nicht viel. Blos einmal bemerkte die eine Ameise: „Ich weiß nicht — es ist mir, als ob es noch ein Unglück gäbe. Ich wollte, daß wir das Wasser erst hinter uns hätten.“

In einiger Entfernung wurde ein Getöse hörbar, welches näher kam. Zugleich flatterte ein Schmetterling herbei, schwebte ein paar Augenblicke über dem Postwagen und setzte sich dann zu der Gesellschaft. „Guten Abend,“ sagte er. „Nur auf einen Augenblick, wenn es erlaubt ist. Ich hörte einen Lärm und habe immer etwas Angst, es könnte das Verhängniß sein, darum habe ich mein Nachtquartier verlassen und werde mir ein anderes suchen.“

Wie reizend er war! Bei der Laterne konnte man es sehen. Seine Flügel waren inwendig so blau wie der Himmel, auswendig aber trug er die zierlichsten bunten Augen darauf. Die Raupe sah ihn nur immer an und sagte endlich leise: „Ach, so schön! Sie sind wohl der Vogel Phönix, von dem sich die Schwalben erzählen?“

„Kleine Unschuld,“ lachte der Schmetterling, „ich bin ja aus der Verwandtschaft!“

„Aber ich sehe doch ganz anders aus,“ meinte die Raupe muthiger. „Ich bin so häßlich; ich werde gewiß niemals Flügel haben.“

„Nur Geduld, Herzchen! Hast du schon ein paarmal deine Kleider gewechselt?“

„Ja,“ sagte die Raupe. „Es that recht weh.“

„Das wird dir noch öfter passiren, meine Kleine; es geht nicht anders. Zuletzt wirst du gar eines Tages in einem bloßen Sack stecken. Wenn dir noch so übel und weh dabei wird, glaube nur nicht, daß du sterben mußt; es ist alles nur ein Uebergang. Hast du den Sack abgestreift, so bist du schön wie ich. Aber das verstehst du nicht, man muß es erlebt haben.“

„Wenn es doch wahr wäre!“ versetzte die Raupe. „Kann ich dann auch fliegen?“

„So viel du willst. Du wirst glücklich sein, sage ich dir. Du brauchst nichts zu essen als Honig, der tausendmal besser schmeckt als die fastigsten Blätter, und du darfst dir die schönsten Blumenpaläste als Wohnung aussuchen. Wir sind die beneidenswerthesten Geschöpfe in der ganzen Welt.“

„Knarr!“ tönte es seitwärts vom Postwagen. Es waren zwei Stiefel, die mit ihrem Besitzer von der Wiese kamen, schwere plumpe Bauernstiefel,

häßlich und schmutzig. Sie traten eben noch ein Stück Graswald nieder, daß es knisterte und krachte.

* Auf dem Postwagen gerieth alles in Aufruhr. „Ich habe es geahnt,“ sagte die Ameise. „Das kann uns das Leben kosten.“ — „Gott, was ist das?“ fragte die Raupe zitternd; und der Schmetterling antwortete: „Es ist richtig das Verhängniß; man muß sich aus dem Staube machen, daß man nicht von ihm erwischt wird. Adieu, Kleine!“ damit flog er fort.

In diesem Augenblicke gewahrte auch die Schnecke die beiden schwarzen Ungeheuer und verlor in der Angst alle Fassung. Blichschnell zog sie die Hörner ein und rutschte unbekümmert um ihre Passagiere in den Wagen hinein: der aber fiel um, und da lag die ganze Gesellschaft im Wasser. Eben patzte der eine Stiefel dicht neben ihnen in die Pfütze, der zweite fuhr über sie hinweg, dann der erste ihm nach — und schon hörte man sie wieder drüben im Graswalde knarren. —

Die Schnecke kam während der ganzen Nacht nicht mehr zum Vorschein. Als sie frühmorgens aus dem Hause kroch, war nur der Johanniswurm bei ihr; vom Wasser war auch nichts mehr zu sehen, das hatte sich verlaufen.

„Guten Morgen, Gebatterchen,“ sagte sie. „An

diese Nacht werde ich mein Lebelang gedenken. Was ist denn aus den anderen geworden?“

„Sie haben die Nacht über auf dem Postkasten gefressen, und in aller Frühe sind sie weiter gegangen. Aber die Mühe, ehe sie alle aus dem Wasser hinauf kamen! besonders die Ameisen rutschten immer wieder zurück. Und gefroren haben wir, daß ich noch ganz steif bin. Aber jedenfalls ist dir das öffentliche Wohl allen Dank schuldig, denn ohne dich wären wir ertrunken.“

„Weißt du,“ sagte die Schnecke, „nun laß mich mit dem öffentlichen Wohl in Ruhe; ich habe genug davon. Eine schöne Sache ist das, und man erwirbt sich Achtung damit und wird sogar vor Königinnen berühmt; aber man hat zu viel Mühe dabei, schreckliche Mühe, und dann kann es auch gefährlich werden, das ist das allerschlimmste. Wenn man sonst seinen Schlaf und sein richtiges Essen hat, so soll man dabei bleiben, das ist jetzt meine Ansicht.“

Sie war schon ein ganzes Stück weiter gefroren, ehe der Johanniswurm sich von seinem Stammen erholen konnte, denn das war die längste Rede, welche sie jemals gehalten hatte. Aber eine richtige Schneckenrede war es!



Der Reiher.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Original-Zeichnung von Fedor Zliner.

Wenn spazieren geht der Reiher,
Denkt er über Manches nach,
Ob sich's besser fischt am Weiher
Oder besser noch am Bach.

Endlich hat er sich entschlossen,
Geht zum Weiher hin und fischt,
Und da weilt er unverdrossen,
Bis er einen Fisch erwischt.

Warten, das versteht er prächtig,
Langeweile kennt er nicht;
Was er thut, er thut's bedächtig,
Und Geduld ist seine Pflicht. —

Willst du irgend was erringen,
Lern' vom Reiher mancherlei,
Und Geduld vor allen Dingen
Bestens dir empfohlen sei.

Kurz vor seinem Hinscheiden übersandte der vielbeliebte Kinderliederdichter das obige Gedicht der „Deutschen Jugend“, für die er stets ein so freundliches Interesse äußerte. Wir weisen bei dieser Gelegenheit wiederholt auf die soeben im Grote'schen Verlage erschienene erste vollständige Sammlung seiner Kinderlieder hin.

Der gemeine weiße Mistel oder das Kreuzholz.

(*Viscum album* L.)

Von **Adolf Müller.**

Mit Original-Zeichnung von Fedor Hlinzer.



Der oder die Mistel, welche in der germanischen Göttersage, besonders bei der von Balders Tod eine so bedeutungsvolle Rolle spielt, ist ein über ganz Mittel-, West- und Südeuropa, nördlich bis in das südliche Norwegen und Schweden verbreitetes Gewächs, ein immer-

grüner Kleinstrauch, dessen zweitheilige Verästelung ein rundes, korallenartiges Gewächs von 30 bis 40 Cm. Breite und Höhe bildet. Die Rinde des Mistels ist glatt, im Alter querverrunzelt, und gelbgrün. Die grünen Blätter stehen am Ende der Zweigspitzen sich gegenüber, sind länglich, vorn abgerundet, wenig oder gar nicht geadert, lederartig und sitzen keilig verschmälert auf den kurzen Stielen. Blüht im südlichen Europa Ende Februar oder März, mehr nördlich im April in gelbgrünen, zu 3—5 in Aehrenform beisammenstehenden Blüthen, wovon die weiblichen und die beträchtlich größeren männlichen meist getrennt auf verschiedenen Mistelpflanzen sitzen. Diesem Blütenstande gemäß gehört die Mistel nach Linné's Systeme in die 22. Klasse, Dioecia, d. h. zweihäusige Pflanzen mit getrennten männlichen und weiblichen Blüten auf besonderen Stämmen. Die im nächsten Frühjahr erst reifende Frucht ist eine milchweiße, schleimige, runde Beere von süßlichem Geschmack in der Größe einer starken Erbse. Einfächerig, enthält sie in ihrem fleischigen Eiweiß ein plattes herzförmiges Samen-

korn. Dieses wird von den Beeren-fressenden Vögeln, namentlich der Misteldrossel, unverdaut in dem Koth hin und wieder auf die Rinde der Bäume abgesetzt und so die Pflanze verbreitet. Zwischen den Rissen der Borke schlägt der Keim des Mistels seine Wurzeln, welche sich nach und nach in die jungen Jahresringe des Holzes zunächst der Rinde immer tiefer verzweigen und dadurch das Wachstum des Nährbaumes beeinträchtigen. Besonders nachtheilig wirkt der Mistel auf die Fruchtbildung der Obstbäume, da er einen für dieselbe so hervorragend wichtigen Bestandtheil, den phosphorsauren Kalk, dem Baum entzieht und in auffallend reicher Menge in seinen Holztheilen ansammelt.

Man nennt den Mistel eine Schmarotzerpflanze, wozu er mit den Kiemensblumen (*Loranthus*) und dem Wachholdermistel gezählt wird. Der Mistelstrauch kommt nämlich nie auf der Erde vor, sondern stets nur in der Rinde und dem jungen Holze anderer Bäume. Er findet sich vorzüglich auf Obstbäumen, aber auch auf Pappeln, Weiden, Weißdornen, Wallnüssen, Edeltannen, Fichten und Kiefern, seltener auf Eichen und Akazien, manchmal sogar auf dem Weinstock. Der Mistel ist die einzige Pflanze, welche dem allgemeinen Gesetz des Pflanzenwachstums und dem der Schwere entgegen, häufiger mit der Spitze nach unten wächst, während sie die Wurzel, fest mit dem Holz des Baumes verschmelzend, nach oben treibt.

Aus dem zähen, klebrigen Saft der jungen Zweige und Blätter sowie der Beeren bereitet man den bekannten Vogelleim. Auch wurden die jungen Zweige und Blätter früher als Heilmittel angewendet. Der oder die Mistel war unsern Vorfahren heilig und spielte eine Rolle bei den religiösen Ceremonien ihrer Priester, der Druiden. Im Mittelalter und später diente sie als unheimliches Symbol bei Geisterbeschwörungen. In England genießt sie immer noch eine Art von Cultus, und schmückt zu Neujahr die Halle und jedes festliche Gemach. Alt und Jung küßt sich glückwünschend „unter der Mistel.“ So sehen wir die immergrüne Mistel, die so bedeutungsvoll in die Sage von dem Tode des alten germanischen Sonnengottes versflochten ist, bei allen Völkern germanischen Ursprungs immer noch in Ansehen stehen.

Die Landpartie.

Ein Spiel, mitgetheilt von Robert Löwike.



Hiejenigen, welche an diesem Spiel theilnehmen wollen, wählen zunächst einen Spielordner, und am besten jemanden, der das Talent besitzt, schnell eine kurze einfache Geschichte zu erfinden. Der Spielordner stellt sich in die Mitte des Zimmers, die andern setzen sich und bilden mit ihren Stühlen um ihn einen Kreis. Dann überlegt er einige Augenblicke die Erzählung, welche er vortragen will, nennt den Titel derselben und vertheilt die Namen der Personen oder der Dinge, welche in seiner Erzählung vorkommen sollen, unter die einzelnen Mitglieder, indem er jedem aus der Gesellschaft eine Rolle giebt. Er beginnt nun seine Erzählung, und jeder hat die Aufgabe, sobald der Name der ihm zugeheilten Rolle genannt wird, aufzustehen, dem Spielordner eine Verbeugung zu machen und sich dann wieder zu setzen. Wird der Titel der Erzählung genannt, so müssen alle aufstehen, ihre Verbeugung machen und dann wieder Platz nehmen. Wer zu langsam beim Aufstehen ist oder den Namen seiner Rolle ganz überhört, giebt ein Pfand, und die Entscheidung darüber, ob jemand ein Pfand zu geben hat oder nicht, steht allein dem Spielordner zu. Zeigen wir den Gang des Spieles an folgendem Beispiele. Unsere Gesellschaft besteht aus fünfzehn Personen. Karl, der von seinen Geschwistern und Freunden gewöhnlich „Schiller“ genannt wird, ist einstimmig zum Spielordner gewählt worden. Nach kurzem Besinnen erklärt er, er sei fertig, giebt dem kleinen Vortrage, welchen er halten will, den Titel „Die Landpartie“, und vertheilt die Rollen wie folgt:

Frau Biedermann	Emilie
Herr Biedermann	Auguste
Fräulein Clara Biedermann	Leopold
Studiofus Theodor Biedermann	Marie
Studiofus Fritz Flott	Anna
Herr Windmüller	Emil
Frau Windmüller	Paul
Fräulein Martha Windmüller	Johannes
Fräulein Niedlich	Gustav
Der Buchhalter	Heinrich
Eine Gitarre	Franziska
Ein Täschchen	Elise
Der See	Arthur
Ein Wagen	Alfred

Während Karl erzählt, vermeidet er es, diejenigen anzusehen, welche an der Reihe sind aufzustehen, achtet aber wohl darauf, daß jeder, der es versäumt sich zur rechten Zeit zu erheben, mit einem Pfande bestraft wird. Er beginnt nun so:

Die Landpartie.*)

Um den Theetisch in Frau Biedermann's Besuchszimmer saß eine fröhliche Gesellschaft von neun Personen.

*) Die fettgedruckten Wörter bezeichnen diejenigen Stellen, bei denen der betreffende aufzustehen und sich zu verbeugen

Neben Frau Biedermann, der freundlichen Wirthin, saß Herr Biedermann, dann die Tochter des Hauses Fräulein Clara Biedermann, neben ihr der neugebadene Studiofus Herr Theodor Biedermann und sein Freund Studiofus Fritz Flott. Auf der andern Seite saßen neben Frau Biedermann Frau Windmüller und Herr Windmüller, die getreuen Freunde und Nachbarn des Hauses, dann Fräulein Martha Windmüller und ihre Freundin Fräulein Niedlich. Alle plauderten und lachten vergnügt durcheinander. Als eine kleine Pause entstand, rief Herr Biedermann nachdrucksvoll: „Nun da wären wir ja fast einig. Also! wir machen eine Landpartie!“

„Einverstanden, sagte Herr Windmüller, aber —“

„Ach, lieber Papa,“ rief Fräulein Windmüller, „nur kein aber. Eine Landpartie ist zu himmlisch.“

„Entzückend!“ flüsterte Fräulein Niedlich.

„Klassisch!“ rief Herr Studiofus Biedermann.

„Ja, eine Landpartie ist famos, betheuerte Fritz Flott. Ich werde mir auch mein Kapiert mitnehmen und im Freien Lusthiebe schlagen nach Herzenslust. Da darf man doch auch nicht befürchten, daß man gleich jemand das Ohr abschlägt.“

„Ja wohl,“ fuhr Studiofus Theodor Biedermann fort, „etwa so wie Petrus dem Kalchas,“ würde unser langer Buchhalter sagen.“

„Eine Landpartie ist köstlich,“ seufzte Fräulein Biedermann, wenn wir nur erst —“

„Noch ein Täschchen, verehrte Frau Windmüller?“ fragte Frau Biedermann.

„Danke bestens, meine beste Frau Biedermann,“ erwiderte Frau Windmüller. „Ja, was ich doch sagen wollte, auch ich habe schon immer nach einer Landpartie eine wahre Sehnsucht empfunden. Eine Landpartie ist doch so etwas ganz anderes. Ich möchte sagen, man wird wieder einmal ganz herausgerissen aus dem Wirbel des ewigen Einerlei. Wenn man so den Rauch der geräuschvollen Stadt hinter sich fühlt und auf den blumigen Wiesen oder gar in dem Walde von dem Glockengeläute der Herden begrüßt wird, so ist es, als wenn die Glocken aus der Kinderzeit —“

„Einverstanden,“ sagte Herr Windmüller, „aber —“

„Nun aber?“ fragte Frau Windmüller scharf. „Bist du denn mit einer Landpartie nicht einverstanden?“

„Freilich, freilich bin ich das,“ erwiderte Herr Windmüller schnell. Aber ich wollte nur sagen, Fräulein Niedlich darf ihre Gitarre nicht vergessen. Nicht wahr, Fräulein Niedlich? Eine Gitarre darf bei keiner Landpartie fehlen, und sie singen uns dann wieder auf dem See so ein recht schönes Mondscheinlied.“

„Zu gütig,“ flüsterte Fräulein Niedlich.

„Nun, gegen die Gitarre und gegen den Mondschein hätte ich nichts einzuwenden,“ meinte Frau Windmüller, „aber für den See stimme ich durchaus nicht.

hat. Bei dem Worte Landpartie erhebt sich jeder aus der Gesellschaft, verbeugt sich und nimmt dann wieder Platz.

Man kann sich ja ein Vergnügen bereiten, ohne dabei beständig in Lebensgefahr zu schweben."

"Einverstanden," sagte Herr Windmüller, "aber —"

"Noch ein Täschchen, Herr Flott?" fragte Frau Biedermann.

"Wenn ich bitten darf," erwiderte Studiosus Fritz Flott.

"Hier ist der Num, theuerster," sagte Studiosus Theodor Biedermann. "Num ist für den Thee etwa dasselbe, was die Würze für das Leben ist, würde unser langer Buchhalter sagen."

"Immer praktisch, lieber Theodor," sagte Herr Biedermann, "immer praktisch! Wir waren gerade dabei zu überlegen, wie wir eine Landpartie, und zwar eine Landpartie ohne Lebensgefahr arrangiren könnten. Wir könnten ja nach Rüdersdorf fahren."

"Einverstanden," sagte Herr Windmüller, "aber —" "Oder nach dem Grunewald," rief Frau Windmüller.

"Oder nach den Pichelsbergen," rief Studiosus Fritz Flott, "da ist es so gemüthlich."

"Oder nach Grunau," meinte Fräulein Martha Windmüller, "da ist es so himmlisch."

"Oder nach dem Finkenkrug," meinte Fräulein Niedlich, "da ist es so romantisch."

"Ach ja," rief Studiosus Fritz Flott, "und dann könnten unsre jungen Damen, Fräulein Biedermann, Fräulein Windmüller und Fräulein Niedlich unsre Hütte wieder mit Eichenlaub schmücken."

"Ja wohl," fuhr Studiosus Theodor Biedermann fort, "etwa wie die Priesterinnen die dem Oyfertode geweihten Katafomben schmückten, würde unser langer Buchhalter sagen."

"Noch ein Täschchen, Fräulein Niedlich?" fragte Frau Biedermann.

"Zu gütig, verehrte Frau Biedermann," flüsterte Fräulein Niedlich.

"Ach," seufzte Fräulein Clara Biedermann, "mir sollte es schon gleich sein, wohin es geht, wenn wir nur erst auf dem Wagen —"

"Nun, liebe Clara," unterbrach Herr Biedermann, "wir könnten ja auch einmal eine Landpartie mit der Eisenbahn machen. Bürgermeisters haben kürzlich einmal eine Landpartie nicht zu Wagen, sondern mit der Eisenbahn gemacht, und haben sich prachtvoll amüfirt. Am

Sonntag ist ein Wagen ohnehin schwer zu bekommen. Das wäre also alles noch zu überlegen."

"Aber eine Landpartie an einem Wochentage ist viel schöner," meinte Fräulein Martha Windmüller. Da sind wir viel mehr unter uns als am Sonntag."

"Nun," rief Frau Windmüller, "jedenfalls müssen wir Hausfrauen schon einige Zeit vorher wissen, wann die Landpartie eigentlich unternommen werden soll. Eine Hausfrau hat manches zu überlegen. Da muß ein großer Vraton besorgt werden —"

"Einverstanden," sagte Herr Windmüller, "aber —"

"Ich möchte einen Vorschlag machen," unterbrach ihn Studiosus Fritz Flott. "Unser deutscher Lehrer sagte immer: wer etwas genau überlegen will, muß sich eine richtige Disposition machen."

"Wir wollen nun die Debatte in drei Theile theilen.

1) Wohin machen wir die Landpartie. 2) Wann machen wir die Landpartie. 3) Wie machen wir die Landpartie. Das ist eine richtige Dreitheilung und 3 ist eine heilige Zahl, denken wir z. B. an die 3 Männer im feurigen Ofen."

"Ja wohl," fuhr Studiosus Theodor Biedermann fort, "oder — Sem, Ham und Sephtha, würde unser langer Buchhalter sagen."

"Immer praktisch, lieber Theodor, sagte Herr Biedermann, immer praktisch, lieber Herr Flott. Ihre Disposition mag wohl für einen deutschen Aufsatz ganz richtig und passend sein, aber nicht für eine praktische Ueberlegung. Da muß jeder Gedanke, sobald er kommt, jeder Zweifel, sobald er entsteht, erledigt und beseitigt werden. Es muß überhaupt alles wohl erwogen und überlegt werden. Daher schlage ich vor —"

"Aber halt," unterbrach sich hier plötzlich der Spielordner Karl. "Meine Erzählung ist zwar noch nicht zu Ende, aber der Hut, in welchem ich die Pfänder gesammelt habe, ist bereits voll. Daher wollen wir jetzt zunächst die Pfänder eintösen."

Aber, höre ich jetzt manche meiner jungen Freunde und Freundinnen sagen, das ist viel zu schwer, eine solche Erzählung könnte ich, wenn ich zum Spielordner gewählt würde, mir niemals ausdenken.

Das ist wohl möglich, aber wenn nicht eine solche, dann vielleicht eine andere, wie die folgende, die ich im nächsten Heft mittheilen will. (Fortsetzung folgt.)



Sprüche von Otto Sutermeister.

Wie, Wann und Was —
Beim Geben bedenke das.

Wahrmanns Haus
Dauert Feuer und Wasser aus.

Noth hat Gunst verloren,
Noth hat Kunst geboren.

Ein halber Böfewicht,
Wer das Rechte nur thut aus Pflicht.

Sieh nur, wie er sein Thierlein hält;
Gleich weißt du, wie er sich dir gefällt.

Wohlthaten magst du immer empfangen,
Aber nun auch zu vergelten verlangen.

Räthsel.

Von

Friedrich Güll.

1.

Ich bin ein Haupt, doch ohne Kumpf,
Mein Hals ist auch zugleich mein Bein,
Die vielen Beben ohne Strumpf
Streck' in den Boden ich hinein.
Es freut sich höchlich mancher arme Tropf,
Hat er mich manchesmal in seinem Topf.

Mit H statt K trägt mich herum
Im Leben mancher eitle Geck,
Die Leute heißen dann ihn dumm
Und spielen mit ihm „Ed von Ed“
Und „blinde Kuh“ und „Knüttel aus dem Sad“
Und sonst noch allen andern Schabernack.

2.

Kennst du das Stadt- und Landgericht,
Bei dem kein Kläger je erscheint,
Kein Richter je ein Urtheil spricht?
Weßhalb selbst Kinder nicht bekommen,
Hat man zufällig sie geladen,
Und drum auch alle eiligst kommen.

Von

Otto Intermeiser.

1.

Als ihn die Schwarzen hatten gemacht,
Siehe, da strahl' er in weißer Pracht;
Doch schien er nur zu sein auf Erden,
Um alsobald vertilgt zu werden,
Und seine Steineshärte büßen
Zu müssen mit plötzlichem Zerfließen;
Denn über's Meer zwar kam er geschwommen,
Ist aber im Glas dann umgekommen.

2.

Es haben ihrer acht
Zusammen gespielt die ganze Nacht,
Und siehe! des Morgens kam's an die Sonnen,
Daß sie alle achte gewonnen.

3.

Einen Guten — wer hätt' es gedacht?
Hat ein Guter umgebracht;
Hat ihm lachend — wer hätt' es geglaubt?
Abgeschlagen das edle Haupt,
Und ihm — wer hätt' es ihm zugetraut?
Ausgezogen sogar die Haut,
Endlich — es ist nur allzuwahr,
Ihn in's Feuer geworfen gar.

Anflösung der Räthsel Seite 126.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Standrecht, Strandrecht.

2. Derb, herb.

3. Meisterhaft, musterhaft.

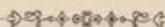
Räthsel von **Wilhelm Fischer.**

1. Schlittschuhe.

2. Korn, Born, Horn, Dorn, Zorn, vorn.

3. Purpur, pur = rein.

4. Brocken, Roden.

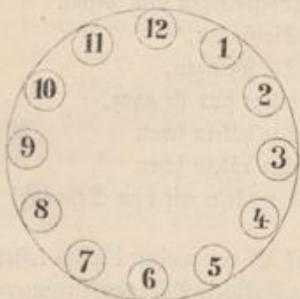




von Robert Löwike.

I.

Auf jeder der 12 Zahlen, welche unsere Figur zeigt, denkt euch ein Zwanzigpfennigstück liegend. Nehmt nun



eine dieser Münzen und legt sie auf eine der andern, jedoch so, daß ihr nicht mehr und nicht weniger als 2 Zwanzigpfennigstücke überspringt. Dann nehmt von den übrigen Münzen wieder eine und legt sie unter derselben Bedingung auf eine andere, und so fort, bis sechsmal je 2 Zwanzigpfennigstücke auf einander liegen, und zwar auf demjenigen Halbkreise, welcher die Zahlen von 1 — 6 enthält.

Bei welcher Zahl muß man anfangen, und wie kann man das Verlangte ausführen?

II.

„Wann ist dein Geburtstag?“ fragte Karl seinen Freund Fritz.

„Du weißt, antwortete dieser, daß mein Geburtstag im April ist; aber das Datum sollst du selbst herausfinden. Wenn ich mir, fuhr er fort, alle Tage meines Geburtstagmonats aufschreibe, bei meinem Geburtstage zu zählen anfange und den siebenten Tag streiche, dann wieder von dem folgenden Tage fortfahre zu zählen und wieder den siebenten Tag streiche, und immer so fort, so behalte ich zuletzt den 15. April übrig.“

Wann ist der Geburtstag?

III.

Wenn ihr euch die beiden nebenstehenden Zahlen genau anseht, so werdet ihr leicht finden, daß jede $7\frac{1}{3}$ der Ziffern 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 ein $2\frac{2}{3}$ mal in ihnen vorkommt, und daß ihr beim Addiren der Zahlen die Summe 10 erhaltet.

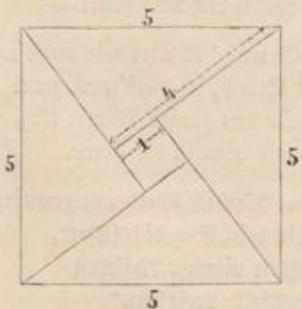
Sucht nun 2 andere Zahlen der Art, deren Differenz 10 beträgt und in denen jede der Ziffern 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 auch nur einmal vorkommt.

IV.

Ein Arbeiter erhielt von seinem Gutsherrn einen jährlichen Lohn von 400 Mark und außerdem 4 Scheffel Roggen. An dem letzten Tage des 5. Monats starb er, nachdem er bereits die 4 Scheffel Roggen, aber noch keinen Lohn erhalten hatte.

Wie viel Geld hatte nun die Wittwe des Arbeiters von dem Gutsherrn zu beanspruchen, wenn der Preis eines Scheffels Roggen 6 Mrl. 20 Pf. betrug?

Anflösung der Knackmandeln Seite 127.



I.

Unsre Figur zeigt, wie die einzelnen Stücke zusammen gelegt werden müssen.

II.

Man legt z. B. das siebente Fünzigpfennigstück auf das zehnte, das vierte auf das achte, das sechste auf das zweite, das erste auf das dritte und das neunte auf das fünfte.